

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

100. Band
Heft 1-4

Cd 20



42/286

R. Oldenbourg Verlag Wien München 1992

zukünftigen Herausforderungen zu bestehen, aber auch in der Hoffnung, die nun beginnende Zusammenarbeit möge ebenfalls von jahrzehntelanger Dauer sein.

Wien, im Frühjahr 1992

Herwig Wolfram

zsh 2a 0388/19

Diplomatiker und Urkundenforscher

Von Heinrich Fichtenau

I.

Jubiläen und Kongresse bieten den Anlaß zur Rückschau auf das Geleistete und eine Standortbestimmung in der Gegenwart; für die Diplomatik ist das auch und vor allem in den „Mitteilungen“ geschehen¹. Zu deren bescheidenem Jubiläum soll derartiges nicht wieder versucht werden. Wohl aber läßt sich noch manches über die Träger dieser Disziplin sagen, mit besonderer Rücksicht auf den Personenkreis des Instituts, der es formte und von ihm geformt wurde. Ersten Antrieb zur Beschäftigung mit dem Thema bot eine schlichte Gedenkstätte im Stift Zwettl anläßlich des 50. Todestages von Hans Hirsch († 20. August 1940). Mit ihm soll dieser Überblick beendet werden, denn Gelehrtenge-schichte verträgt keine allzu nahe Distanz.

Wie man weiß, bedurfte es zur Begründung der Diplomatik einer Provokation derer, die über das Urkundenmaterial verfügten. Das Stichwort gab ein aufgeklärter Engländer namens Marsham, der über die Urkunden schrieb: „Fidem habent eo minorem quo maiorem prae se ferunt antiquitatem.“² Dieser Satz, den Daniel Papebroch aufnahm, hat noch nach Jahrhunderten den Zorn der Forscher erregt: Sickel sprach von einer „absurden Behauptung“³, Bresslau rügte die „ganz unwissenschaftliche Hyperkritik“⁴ Papebrochs, des Mitherausgebers der „Acta Sanctorum“. Zwar kann man die Generalisierung nicht billigen, doch ganz falsch ist der Satz nicht. Nach dem jetzigen Wissensstand wurden folgende Anteile gefälschter Diplome errechnet: für die Zeit der Merowinger etwa 50 Prozent, für Karl den Großen über 35 Prozent, Otto den

¹ So etwa Hans Hirsch, Methoden und Probleme der Urkundenforschung, MIÖG 53 (1939) 1–20. — Meinem Freund Heinrich Appelt danke ich sehr für guten Rat und die Durchsicht des Manuskripts, dem Bibliothekar des Instituts, Herrn Oberrat Dr. Manfred Stoy, für selbstlose Unterstützung.

² In der Vorrede zum Monasticon Anglicanum von Dodsworth und Dugdale, Bd. 1 (London 1655). Ludwig Traube, Vorlesungen und Abhandlungen 1 (1909) 19f., 20 Anm. 2.

³ Acta regum et imperatorum Karolinorum 1 (Wien 1867) 33.

⁴ Handbuch d. Urkundenlehre f. Deutschland u. Italien 1 (1969) 25.

⁵ Carlrichard Brühl, Die Herrscherurkunden. In: Brühl, Aus Mittelalter u. Diplomatik 2 (1989) 539 (30).

Großen unter zehn Prozent, Heinrich II. fünf Prozent und für das 13. und 14. Jahrhundert ein Prozent oder weniger.

Papebroch und dem Jesuitenorden ging es um mehr als um eine aufgeklärte Entrümpelung der Hagiographie. Diese hatte fast ausschließlich religiöser Erbauung gedient, bis sie auf protestantischer Seite in die Säkulargeschichte hineingeholt wurde. Nun galt es, den für die Religion wertvollen Kern zu bewahren und alles Anfechtbare abzustößeln, ohne Rücksicht auf das Prestige anderer Orden. Dieses Prestige ähnelte jenem der Dynastien und adeligen Familien darin, daß es auf Alter und Zahl berühmter Vorgänger ankam.

Im Karmelitenorden pflegte man dessen Ursprung auf den Propheten Elias und seine Schüler zurückzuführen. Dazu schrieb Papebroch im zweiten Aprilband der „Acta Sanctorum“⁶: „Was ich schon . . . gesagt habe, bekunde ich auch hier, daß ich die angebliche Herkunft des Ordens von dem Propheten Elias nicht berühre, geschweige denn bekämpfe . . . Sie [die Karmeliten] sollen bloß nicht zulassen, daß man ihnen zur Beglaubigung der Ansicht junge Fälschungen vorweist, die sich unter dem Mantel des Alters verbergen . . .“ Gegen eine mündlich tradierte Legende vorzugehen hatte wenig Zweck, denn sie war kaum faßbar. Ihre schriftlichen Fundamente mußten geprüft werden. Auch das war nicht ungefährlich; später wurde Papebroch wegen dieser Sache in Rom und Madrid denunziert, und die spanische Inquisition hat deshalb 14 Bände der „Acta Sanctorum“ für ihren Bereich verboten.

In der gleichen Vorrede zum zweiten Aprilband wandte sich Papebroch gegen die Benediktiner mit der berühmten These, ihr Orden besitze keine einzige echte Königsurkunde aus der Zeit vor Dagobert I., sehr wenige von diesem Herrscher selbst und seinen merowingischen Nachfolgern. In diesem Zusammenhang hat er den Satz Marshams „sehr gelobt“⁷. Das war kühn, denn Papebroch kannte nur das bereits publizierte Material und hat seine These vor allem aus der Gestalt der Monogramme und dem Vergleich zweier Texte von Merowingerdiplomen begründet. Insofern konnte er meinen, von seriösen benediktinischen Forschern unterstützt zu werden, als auch dort die Kritik hagiographischer Quellen vorangetrieben wurde. Man scheint den Jesuiten nicht ganz getraut zu haben und begründete für den Benediktinerorden ein Konkurrenzunternehmen, die „Acta Sanctorum Ordinis sancti Benedicti“. Sie erbrachten nicht, was Vertreter einer erbaulichen Hagiographie von ihnen verlangten. Der Herausgeber Jean Mabillon wurde vor dem Generalkapitel des Ordens verklagt und sollte seine Behauptung widerrufen, daß von 80 Heiligen, die im ersten Band des Werkes aufschienen, nur 25 Benediktiner gewesen seien. Mit seiner Methode der Ausscheidung zweifelhafter Heiliger habe Mabillon die Ehre des Ordens verletzt⁸.

Das Generalkapitel von 1669 gab Mabillon recht. Als jedoch sechs Jahre später Papebrochs Attacke gegen die alten Urkunden der Benediktinerklöster

⁶ AASS Apr. II (Antwerpen 1675, Brüssel 1968) XXXI.

⁷ Ebenda XXIX, mit den charakteristischen Anfangsworten „Porro hactenus deducta considerans . . .“.

⁸ Suitbert Bäumer, Johannes Mabillon (Augsburg 1892) 66.

Frankreichs bekannt wurde, solidarisierten sich beide Richtungen in der Unterstützung Mabillons, der sowohl die Ehre des Ordens wie auch jene der modernen historischen Kritik zu verteidigen hatte. Ganz im Gegensatz zu den Jesuiten konnten sich Mabillon und seine Helfer auf etwa 1000 Urkunden, vielfach Originale, aus dem Früh- und Hochmittelalter stützen⁹. Das war eine Chance, die leicht vertan werden konnte. Mabillon besaß jedoch den Blick für das Wesentliche der Formen, auch im kleinsten Detail. 1681 erschien sein Werk „De re diplomatica“. Mit dem neuen Begriff war eine neue, induktive Wissenschaft geboren, während Marsham ganz und Papebroch zu einem erheblichen Teil deduktiv vorgegangen war, also nach Art der Scholastik und einer Tendenz der frühen Aufklärung. Bei der Kontroverse schwangen übrigens auch politische Töne mit: Papebroch saß in dem spanisch dominierten Antwerpen und wertete die alten Königsurkunden „in toto Francorum regno“ ab, während Mabillon nach dem Erscheinen seines Buches eine Triumphreise durch Frankreich antrat und von Ludwig XIV. empfangen wurde.

Mabillons „Merkmale“ und „Regeln“ haben eine bis heute verwendete Terminologie geschaffen und die diplomatische Methode Sickels vorbereitet; als dieser nach Wien kam, staunte man ihn als den Mann an, der „das dicke Buch“ zu lesen verstand¹⁰. Vorerst hat das Werk nicht Schule gemacht, auch wenn man seine Sätze wiederholte, variierte und komplizierte. Es fehlte das Urkundenmaterial, aus dem es erwachsen war, oder die Gabe, die Fülle von Einzelbeobachtungen an einem solchen Material fruchtbar zu machen. Letzteres war bei Mabillons Ordensgenossen Toustain und Tassin der Fall, die dessen „Regeln“ auf etwa 700 brachten, ersteres bei den Juristen — denen es oft um eine bloße Kasuistik ging — und bei den Hochschullehrern des 18. Jahrhunderts, die sich wie Papebroch oft auf publiziertes Urkundenmaterial beschränken mußten.

Mabillon hat in einem Geniestreich eine Synthese geschaffen, bevor eine Analyse des Materials im einzelnen erfolgte. Die Zeit war noch nicht reif für den Typus der „Spezialdiplomatik“, und so versuchte man sich allzumeist auf dem Gebiet einer „allgemeinen Diplomatik“ — was nicht den Versuch einer allumfassenden Urkundenlehre bedeuten mußte; auch Mabillon hatte im wesentlichen die Herrscherurkunde seines Landes im Auge. Als Spezialdiplomatik sollte man jedenfalls Darstellungen bezeichnen, die ein nicht zu umfangreiches, aber vollständiges Material als Grundlage haben¹¹.

In den Werkstiteln des 18. und frühen 19. Jahrhunderts finden sich mit Vorliebe die Worte „allgemein“ und „System“. Beide sind Schlüsselbegriffe für die „vernünftige“ Betrachtungsweise eines Stoffes, zu dem die materielle Nähe und der historische Zugang fehlte. Das geschulte Nachdenken war sogar, so meinte

⁹ Richard Rosenmund, Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon . . . (Historische Bibliothek 4, 1897) 14.

¹⁰ So Ottokar Lorenz, nach Michael Tangl, Theodor von Sickel, Neues Archiv 33 (1908) 776.

¹¹ Anders Bresslau, der UL 1, 28 Mabillon neben einer allgemeinen Diplomatik „eine Spezialdiplomatik der fränkischen und französischen Könige“ zuschreibt. Ebenda 35 über den Einleitungsband des Chronicon Gotwicense: Das Werk übertrifft „alle früheren spezialdiplomatischen Leistungen“.

man schon bei den alten Griechen, einer direkten Betrachtung — mit der Möglichkeit der Sinnestäuschung — überlegen. Aristoteles, Scholastik und Aufklärung glaubten, daß man die vernünftige Weltordnung mit der menschlichen Vernunft erkennen könne; hatte man die Prinzipien gefunden, die ein Teilgebiet beherrschten, konnte man sie gemäß der Analogie alles Seienden auf ein anderes Gebiet übertragen. Es war also doch mehr als eine „seltsame Verirrung und Geschmacklosigkeit“¹², daß Johann Christoph Gatterer, Professor in Göttingen († 1799), die Ordnungsbegriffe seines Zeitgenossen Carl v. Linné von den Pflanzen auf die Urkunden übertrug. Das brachte keine neuen Erkenntnisse, doch gab es die Befriedigung, wiederum ein Stück der Wirklichkeit begriffen zu haben. Gatterer arbeitete an einer „Verwissenschaftlichung“ der Historie in Haupt- und Hilfswissenschaften und an ihrer theoretischen Fundierung als Fachwissenschaft. Dazu müsse man aus dem Chaos der Erscheinungen eine Auswahl treffen und einen Plan entwickeln, nach dem die ausgewählten Materialien „am schicklichsten in Ordnung gebracht werden“¹³.

Schon Gatterers Amtsnachfolger Schönmann hat sich dagegen ausgesprochen, Erkenntnisse der Diplomatie „zu classificiren und rangiren“¹⁴. Der Hang zu dekativem Vorgehen ist aber mit der unhistorischen Art der Aufklärung nicht völlig geschwunden. Er tritt immer wieder dort auf, wo die gedankliche Verarbeitung der Erscheinungen übermächtig wird, das Bedürfnis nach Ordnung und Sauberkeit an oberster Stelle steht. Sickel konzedierte seinem Gegner Julius v. Pflugk-Harttung, von dem noch zu reden sein wird, daß dieser „mehrere tausende Originale von Papsturkunden unter den Händen gehabt“ habe; doch „nur den Schein, inductiv vorzugehen, wahr er, um dann an irgend einem Punkte zu deductiver Beweisführung überzuspringen . . . Ohne Verständnis für die historischen Erscheinungen in ihrer Gleichzeitigkeit und in ihrer Aufeinanderfolge hat er, an die Unterschiede zwischen einzelnen Stücken anknüpfend, sich eine durchaus künstliche Eintheilung ausgedacht, in die dann Urkunde für Urkunde gewaltsam hineingezwängt wird.“¹⁵

Pflugk-Harttung beteuerte, daß er sich „in dieser Beziehung in jahrelangem Durchdenken abquälte“¹⁶. Er wollte auch Mabillons Terminologie reformieren: „Das Prinzip, von dem ich zunächst ausgegangen bin, ist nicht das historische, sondern das rationale“ (soll heißen rationale)¹⁷. Auch sonst finden sich Denkweisen nach Art der Aufklärung¹⁸ bei Gelehrten, deren Haltung man als „positivistisch“ zu bezeichnen pflegt.

¹² Ebenda UL 1,34.

¹³ Horst Walter Blanke, Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungsgeschichte* (Fundamenta historica I), 3 Bde. (1990) I, 80, II, 780f. Das Werk ist Gatterers Andenken gewidmet.

¹⁴ Carl Traugott Schönmann, *Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders älteren Diplomatie* (Leipzig 2 1818) X.

¹⁵ Theodor v. Sickel, *Bella diplomatica ohne Ende?* *MIÖG* 6 (1885) 326, 335.

¹⁶ Julius v. Pflugk-Harttung, *Theodor von Sickel und die Monumenta Germaniae Diplomata* (Stuttgart 1885) 60.

¹⁷ Julius v. Pflugk-Harttung, *Technische Ausdrücke für das Urkundenwesen der älteren Päpste*. *Archivalische Zeitschrift* 7 (1882) 240.

¹⁸ Engelbert Mühlbacher, *MIÖG* 4 (1883) 105.

Die künstlichen Systeme der Diplomatie haben sich bald überlebt, wofür nicht oder nicht nur die romantische Geisteshaltung verantwortlich war. Die natürlichen Gegebenheiten der Disziplin forderten ihr Recht. So hat Schönmann Gatterers Lehre vereinfacht, eine „praktische Diplomatie“ geschrieben und ihren forensischen Zweck betont¹⁹. Die Formaldiplomatie konnte von der Geschichte wegführen, die Beachtung des Rechtsinhaltes führt stets zu ihr hin. Was die Romantik betrifft, so förderte sie sehr die Beschäftigung mit der Geschichte, vorerst ohne eine im engeren Sinn historische Haltung zu versuchen. Dieser standen Emotionen im Wege und ebenso die Suche nach aktuellen Bezügen. Man ersehnte die „alte deutsche Freiheit“ angesichts von Eroberern und eigenen Potentaten und eine Wiederbelebung des untergegangenen „deutschen Kaisertums“.

„Sanctus amor patriae dat animum.“ Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 1819 begründet, war auf private Zuwendungen angewiesen; zu den Subskribenten der *Monumenta Germaniae Historica* zählte auch „Se. Exzellenz Herr Geheimerrath und Staatsminister von Göthe, in Weimar“²⁰. Durch eine Hegelsche List der Vernunft war man sich damals über Dauer und Kosten des Unternehmens keineswegs klar. Später stellte Theodor Sickel²¹ fest, „daß die Gründer der Gesellschaft . . . von der Voraussetzung ausgingen, daß die Vollendung dieses nationalen Werkes im Druck die Sache weniger Jahre sei. . . Dieser Glaube ist dahin geschwunden.“

Während des ersten halben Jahrhunderts der Gesellschaft standen die „Scriptores“ im Vordergrund. Hier waren Philologen gefordert, die reichlicher vorhanden waren als an Quellen geschulte Historiker. Die Benützung von Bibliothekshandschriften stieß kaum auf Schwierigkeiten, während Archive oft ein harter Boden für Forscher waren: Ungern legte man ihnen Urkunden vor, die im innerkirchlichen Gebrauch ja noch immer Rechtstitel waren; die Arbeit im Depot an ganzen Beständen war oft unmöglich. Und doch kam es gerade darauf an. Für „Scriptores“ brauchte man Dutzende von Handschriften, für eine Urkundenedition mußte man viele hundert oder gar tausend Stück erfassen. Dieser Schwierigkeit war man sich schon in den Anfängen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde bewußt. Georg Heinrich Pertz schätzte, allein auf dem Gebiet des Deutschen Bundes gebe es zwischen 80.000 und 100.000 Originalurkunden und dazu 300.000 bis zu einer halben Million in abschriftlicher Überlieferung. Der Druck dieser Materialien hätte den „Aufwand von 1000 Foliobänden“ benötigt. Aus dieser nüchternen Rechnung leitete Pertz den Beschluß ab, es sollten „nur“ die Königs- und Kaiserurkunden herausgegeben werden, beginnend mit den Karolingern²².

Diese Wahl fiel nicht schwer in einer Zeit, die ganz allgemein in der Geschichte nicht mehr eine rationale und möglichst systematische Ordnung

¹⁹ Rosenmund (oben Anm. 9) 39—41.

²⁰ Archiv der Gesellschaft . . . 1 (1820) 141. Eine ausführliche Geschichte der *Monumenta Germaniae* schrieb im Auftrag der Zentralkommission Harry Bresslau, unten Anm. 33.

²¹ *Acta Karolinorum* 1, S. VIII.

²² Pertz im Archiv d. Gesellschaft 5 (1824) 803.

suchte, sondern auf große Persönlichkeiten ausgerichtet war. Nach ihnen wurden Epochen benannt, so auch — nach dem Vorschlag Giesebrechts — die „deutsche Kaiserzeit, wie wir diese Periode mit einem kurzen doch kaum mißverständlichen Namen bezeichnet haben“²³. Stellte man das persönliche Moment in den Vordergrund der Betrachtung, waren Herrscherurkunden ergiebiger als die meisten „Scriptores“, bei denen man oft nur gelegentlich etwas über den König und seinen Hofstaat erfuhr. Neben sie sollten „Diplomata“ treten, deren Edition nicht allzu schwierig schien. Denn Pertz meinte, daß man die Königsurkunden „aus sämtlichen deutschen Archiven leicht wird erlangen und die anderen gedruckten darunter reihen können“²⁴.

Wenn es in erster Linie auf personengeschichtliche Daten und nicht auf den Rechtsinhalt ankam, warum dann die ganzen Texte drucken? Neben Pertz, der durch Jahrzehnte Abschriften von Diplomen hortete, hat Johann Friedrich Böhmer eine erste, bescheidene Ausgabe jenes Regestenwerkes geschaffen, das bis heute mit seinem Namen verbunden ist. Böhmer hielt anfangs von der Diplomatie wenig²⁵, und das war gut so, denn es gab ihm den Mut, 1829 die riesige Arbeit zu beginnen und ihre Kosten zu tragen. Es war ja so, daß damals die Forschung von begüterten Privatleuten ausging. Die deutschen Universitäten spielten dabei kaum eine Rolle: Ihre hilfswissenschaftlichen Lehrkanzeln waren in dem aufstrebenden Fach Geschichte aufgegangen²⁶. Es gab Vorlesungen über Diplomatie, eher im Geiste des 18. Jahrhunderts als in jenem Mabillons, dessen Werk längst vergriffen war²⁷.

Wer das Sammeln historischer Daten zu seiner Lebensarbeit erhob, hatte es zumeist nicht nötig, von einem Professorengelohnte zu leben. Böhmer war ein reicher Mann, Ficker war es zumindest nach dem Tod seiner Mutter; Karl Friedrich Stumpf heiratete eine reiche Dame und konnte es sich leisten, in Innsbruck Universitätsprofessor ohne Gehalt zu sein. Stumpf (seit 1873 Stumpf-Brentano) bereitete den Weg für eine Neubearbeitung der Böhmer-Regesten und brachte — zumeist aus seltenen Drucken — weit über tausend neu aufzunehmende Urkunden zusammen. Seine Königsidee war es, in den Kanzlern die Leiter der königlichen Politik und in den Diplomen „Autographen“ der Kanzler wenigstens insoweit zu sehen, daß sie die Stücke „durchgemustert“ hätten, was er aus der Rekognition ableitete. Dieser enge personelle Gesichtspunkt war keine tragfähige Basis für eine Geschichte der Reichskanzlei, die er schreiben wollte. Durch Stumpfs Verzeichnis hochmittelalterlicher Herrscherurkunden wurde sein Name weiten Kreisen bekannt, bekannter als jener Sickels, über dessen Arbeiten sich Stumpf zu ärgern pflegte. Er wollte mehr sein als ein fleißiger Kompilator,

²³ Wilhelm v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I (1881) VII. Julius Jung, Julius Ficker (1907) 315.

²⁴ Pertz (wie Anm. 22).

²⁵ Rosenmund (oben Anm. 9) 33.

²⁶ Josef Engel, Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft. Historische Zeitschrift 189 (1959) 315.

²⁷ Alphons Lhotsky, Geschichte des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (MIÖG Erg.-Bd. 17, 1954) 52.

mußte vor seinem Tode (1882) jedoch noch erleben, daß sein Innsbrucker Kollege Julius Ficker „seine diplomatische Theorie in den Winkel stellte“²⁸.

Böhmer und Stumpf leiteten aus einigen Diplomen, von deren Echtheit sie überzeugt waren, die Kriterien der Echtheit für alle ab. Fehlte eines von diesen, wurde die Urkunde zumeist für unecht erklärt. Mabillons fünfte Regel hatte gewarnt: „Unum aut alterum defectum, modo essentialis non sit, legitimis autographis obesse non debere.“²⁹ Aber war es denn unwesentlich, wenn ein Diplom in der Datierung einen Ort nannte, an dem der Herrscher zu dem betreffenden Zeitpunkt nicht gewesen sein konnte? Für die Regestenarbeit gewannen Datierungsfragen große Bedeutung. Hier häuften sich die Asterisken als Zeichen der Unechtheit.

Böhmer hat den „Regesta Imperii“ reiche Mittel hinterlassen, und der Westfale Julius Ficker, seit 1852 Professor in Innsbruck, erneuerte zusammen mit Jüngeren das nunmehr vielbändige Werk. Ficker war ein Historiker mit weitem Horizont, der von der Personen- und Personalgeschichte des staufischen Imperiums ausging. 1861 erschien der erste Band „Vom Reichsfürstenstande“, im Jahr darauf der umfangreiche Aufsatz über „Die Reichshofbeamten der staufischen Periode“³⁰. Kanzleigeschichte nach der Art Stumpfs oder jener Sickels, der damals über den „Acta Karolinorum“ saß, wollte Ficker nicht betreiben; er hat sich nie als Diplomatiker gefühlt. Immer wieder wurde er jedoch, vor allem durch die Regestenarbeit und die Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, auf urkundliche Probleme hingewiesen. Das Ergebnis dieser fast wider Willen erfolgten Beschäftigung waren drei Bände zur Urkundenlehre³¹.

Ficker und Sickel wurden im gleichen Jahr (1826) geboren, beide als preussische Untertanen. Ficker, katholisch erzogen, verbrachte seine Jugend in Münster, der einstigen Residenz eines geistlichen Reichsfürsten; Sickel war der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Sachsen. Im Gegensatz zu Ficker, der ganz zum Wahltiroler wurde, bewahrte Sickel die norddeutsche Art so sehr, daß er als der „große preussische Schulmeister des Instituts“ empfunden wurde³². Die Wege beider kreuzten sich, als im Jahre 1864 entweder der eine oder andere Direktor einer österreichischen Abteilung der Monumenta Germaniae werden sollte — man wollte schon damals den alten Pertz entmachten, was vorerst noch nicht gelang³³. Als es 1873 so weit war, wurde Sickel Leiter der österreichischen Diplomata-Abteilung; Ficker hatte sich aus politischen Gründen zurückgezogen, aus Protest gegen die Oberleitung der Monumenta durch die Preussische Aka-

²⁸ Jung (oben Anm. 23) 468.

²⁹ De re diplomatica 241 (II, c. 6).

³⁰ Erstdruck: Sitzungsberichte d. Österr. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl. 40 (1862) 447—549, jetzt bei Carlrichard Brühl (Hg.), J. Ficker, Ausgewählte Abhandlungen zur Geschichte u. Rechtsgeschichte des Mittelalters (1981) 281—383.

³¹ Beiträge zur Urkundenlehre (2 Bde. Innsbruck 1877, 1878). Neue Beiträge zur Urkundenlehre (in MIÖG 1, 2, 6, 1880—1885).

³² Ausspruch Oswald Redlichs, bei Harold Steinacker, Wilhelm Erben (Nachruf). MIÖG 49 (1935) 112.

³³ Harry Bresslau, Geschichte der Monumenta Germaniae historica (1921, 1976) 420.

demie der Wissenschaften³⁴. Die persönlichen Beziehungen zwischen beiden waren gut, wenn auch nicht herzlich. Ficker wollte seine „Beiträge zur Urkundenlehre“ Sichel widmen, unterließ es jedoch aus Rücksicht auf seinen Kollegen Stumpf³⁵.

Die Tradition der Romantik wirkte in Ficker stärker als in Sichel nach. Zu ihr gehörte es, Urkunden in ihrem Werden zu verstehen und ihre individuelle Eigenart zu erkennen. Nicht die Regel, sondern das Irreguläre wurde hier interessant, selbst wenn es bizarren Charakter trug. Wer so an die Dinge heranging wie Ficker, konnte sich von der Vorstellung lösen, daß die Kanzlei eines mittelalterlichen Herrschers seine oberste Behörde war, mit gleichmäßig gedriltem Personal.

„Über einzelne meiner Ergebnisse“, so schrieb Ficker an seinen Schüler Mühlbacher, „stehen Stumpf die Haare zu Berge“³⁶. Da gab es Zeugen, die zum Zeitpunkt der Datierung gar nicht anwesend sein konnten — vielleicht waren es Zeugen der Rechtshandlung oder sogar mehrerer verschiedener Verhandlungen auf Hoftagen, oder die Zeugen einer Vorurkunde wurden ganz oder zum Teil wiederholt. Wie es nichteinheitliche Zeugenreihen gab, waren nichteinheitliche Datierungen (meist Actum — Data) möglich, und Ficker nannte Fälle, in denen solche Widersprüche „nicht allein kein Kennzeichen der Unechtheit, sondern geradezu als Kennzeichen der Echtheit zu behandeln sind“³⁷.

Als 1877 der erste Band von Fickers „Beiträgen“ erschien, versprach Sichel, die Urkunden der Ottonen auf solche Dinge hin zu prüfen, und erklärte zu Fickers Thesen seine volle Zustimmung³⁸. Sorgen mit Zeugenreihen hatte er ja keine. Sein Bild von Kanzlei und Kanzleimäßigkeit hat sich durch die Arbeiten Fickers anscheinend kaum geändert. Er konnte auch darauf verweisen, daß Ficker seine Erkenntnisse an einer späteren Epoche gewonnen hatte, mit anderen Gegebenheiten als jenen der Karolinger- und Ottonenzeit.

Was beide einte, war das minutiöse Eingehen auf sogenannte Kleinigkeiten, die nun einmal aus objektbezogenen Wissenschaften nicht ungestraft eliminiert werden können. Die Synthese der Aufklärungszeit war ein gedankliches Gebilde, während man jetzt daranging, der Spezialdiplomatie ein solides Haus zu bauen. Aber dazu mußten erst die Ziegel geformt und gebrannt werden, und mit dem raschen Edieren, wie es Böhmer und Stumpf geübt hatten, war kein Staat mehr zu machen. Die neue Gründlichkeit und Selbstbeschränkung wird zumeist mit dem Begriff des Positivismus bedacht, der Verschiedenes umfaßt, auch Comtes philosophisches System, mit dem die Diplomatie gewiß nichts zu schaffen hat. Hans Hirsch pflegte von der „die Romantik ablösenden Periode des Realismus“ zu sprechen und auf die damaligen Fortschritte der Mikroskopie als Parallele zu verweisen³⁹. Ein guter Vergleich, denn die Arbeit am

³⁴ Ebenda 500 f.

³⁵ Jung (wie Anm. 23) 461 f.

³⁶ Ebenda 456 (1875).

³⁷ Ficker, Ausgewählte Abhandlungen (oben Anm. 30) 2, 159, 175 f., 178. An Mühlbacher, bei Jung (wie Anm. 23) 456 f.

³⁸ Jung 466.

³⁹ Hirsch, Methoden und Probleme (oben Anm. 1) 4.

Mikroskop hat den Nachteil einäugigen Schauens und eines sehr engen Gesichtsfeldes, erbringt aber reichen Lohn für die Wissenschaft. Sie ist niemals Selbstzweck, sondern Teil eines größeren Ganzen, ähnlich wie Sichel von der Diplomatie gesagt hat: „So dient sie, im Wesen nichts anderes als eine Anwendung historischer Kritik auf eine besondere Art von Zeugnissen, dieser bald als Stütze, bald als Ergänzung zu sicherer und vollerer Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit.“⁴⁰

Sickels Beschränkung auf die Hilfswissenschaften — nicht die Diplomatie — war Bedingung seiner Anstellung als Diätendozent und dann Professor in Wien. Er selbst hat die Diplomatie als Forschungsgegenstand ausgewählt, weil er erkannte, daß hier viel Neuland zu gewinnen war. Eine solche Konzentration auf ein Spezialfach erforderte große Willensstärke, und sie lag auch in der Tendenz der Epoche. Kaum war es eine „Tragik“⁴¹, daß Sichel deshalb andere, politische Interessen zurückdrängen mußte. Als ihm das Fach Geschichte offen stand, machte er von der Möglichkeit historischer Lehrveranstaltungen wenig Gebrauch⁴².

Wohl aber hatte Sichel einen festen politischen Standpunkt, und er hätte in jungen Jahren eine politische Laufbahn beschreiten können. Nicht in Publikationen, immerhin aber in öffentlichen Vorlesungen sekundierte er den „kleindeutschen“ Thesen Sybels über die mittelalterliche Kaiserpolitik. Das berichtete Oswald Redlich mit dem Zusatz, daß ihn diese Haltung — er war als Schüler Fickers eben nach Wien gekommen — „schmerzlich berührte“⁴³.

Als Ficker 1861 seine Schrift gegen Sybel veröffentlichen wollte, borgte er einige Druckbogen Stumpf, der sie nach München mitnahm. Dort traf dieser Sichel, der die Druckkorrekturen sah, auslief und über Nacht, ohne Bewilligung Fickers, an dessen Kontrahenten Sybel weitergab⁴⁴. Das war kein kollegiales, sondern ein politisches Handeln. Hätte der junge Sichel in Norddeutschland bleiben können, wäre er dort vielleicht einen ähnlichen Weg wie Heinrich v. Sybel gegangen, der von sich selbst sagte, er sei „zu vier Siebteilen Professor und zu drei Siebteilen Politiker“⁴⁵. Er war ja preußischer Abgeordneter und hat später die mächtige Stellung eines Direktors der staatlichen Archive Preußens

⁴⁰ Zitiert von Karl Uhlirz, Ein Archiv für Urkundenforschung. Deutsche Literaturzeitung 29 (1908) 1352 nach Sickels Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger (Acta Karolinorum I, 1867) 63.

⁴¹ Otto Brunner, Das österreichische Institut für Geschichtsforschung und seine Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft. MIÖG 52 (1938) 388. Vgl. Lhotsky, Institutsgeschichte (oben Anm. 27) 121 Anm. 44.

⁴² Josef Karl Mayr, Die Anfänge Theodor Sickels. MIÖG 62 (1954) 572 verzeichnet im ganzen drei Vorlesungen, wozu nach Lhotsky, Institutsgeschichte (oben Anm. 27) 121 noch ein Kolleg von 1880/81 „Deutschland im Mittelalter“ kam. Statt des Kollegs über die Geschichte der Salierzeit (Mayr) nennt Lhotsky ein solches über die Staufer.

⁴³ Oswald Redlich, Theodor Sichel, Werkezeit und Persönlichkeit. MIÖG 42 (1927) 163.

⁴⁴ Und zwar „ohne daß Sichel etwas davon sagen durfte“. Mitteilung Sickels an Jung 1905, bei Jung, Ficker 318 Anm. 3.

⁴⁵ Helmut Seier, Heinrich v. Sybel. In: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Deutsche Historiker Bd. 1 (1971) 25.

bekleidet. Übrigens war Sybel, Feind der Mittelalterromantik Giesebrechts, auch kein Freund der Diplomatik. Die „Errichtung fester Kellergewölbe“ hielt er keineswegs „für die höchste Aufgabe seines Berufes“⁴⁶. Das hat der Freundschaft mit Sichel keinen Abbruch getan; Sybel regte die Herausgabe der „Kaiserurkunden in Abbildungen“ an, besorgte für das Unternehmen große Geldmittel und ließ Sichel völlig freie Hand⁴⁷.

Sichel war eine vielfältig begabte Persönlichkeit und hätte es in den verschiedensten Berufen „zu etwas bringen“ können. Er hatte es als Einzelgänger in der Fremde und einstiger „Achtundvierziger“ nicht leicht, behielt aber konsequent sein Ziel im Auge, bei der Suche nach einer leitenden Position den archivalischen Quellen nahezubleiben. Für beides setzte er sein gesellschaftliches Talent ein. Sichel war ein „feiner Gesellschafter“ und „interessanter Erzähler“⁴⁸, er hatte sich im adeligen Milieu als Hofmeister bewährt und besaß die Fähigkeit, sich hochgestellte Persönlichkeiten zu Freunden zu machen; darin hat ihn später nur sein Schüler Paul Kehr übertroffen. 1856 kam Sichel an das Wiener Institut; 1858 schrieb er an seinen Onkel, er gelte in Wien als „Autorität in Archivsachen, und speciell wieder für Italien Der betreffende Minister wünscht daher, daß ich selbst einmal die Reorganisation der Mailänder Archive vornehme, und es wäre nicht unmöglich, daß ich einmal von der Universität in die Verwaltung übergehe, und zwar zum Archivwesen.“⁴⁹ Schon 1859 war die Mailänder Chance vorbei, und in Wien ließ man sich nicht von einem Landfremden aus dem Norden reorganisieren. Aber die Beziehungen zur hohen Bürokratie blieben, und sogar der so nüchtern veranlagte Kaiser Franz Joseph führte 1881 mit Sichel ein längeres Gespräch. In Rom war es der Präfekt des Vatikanischen Archivs Kardinal Hergenröther, mit dem Sichel bestens harmonierte⁵⁰.

Kennzeichnend für Sichel war vor allem sein Tätigkeitsdrang. Sein Schüler Wilhelm Erben schilderte „die rastlose Rührigkeit seines Wesens, die rasche Entschlossenheit, mit der er jede neu sich bietende Arbeit angriff“. Für Ottenthal war Sichel „der stattliche, lebhaft und rührige Mann mit den blitzenden Augen und dem unverkennbar norddeutschen Typus“⁵¹. Michael Tangl schrieb über „sein nicht nur lebhaftes, sondern heftiges und stürmisches Temperament“, „das Feuer, das in ihm fast ungezügelt bis ins Greisenalter loderte“ und „die Wucht seiner ehernen Persönlichkeit“⁵². Der charmante Plauderer konnte sich in einen Kämpfer für das verwandeln, was er für richtig hielt, und gegen jedermann, der ihm widerstrebte. Das ging bis zur Kriegserklärung in den „Mit-

⁴⁶ P. Baillet in der Allgemeinen Deutschen Biographie 54 (1908) 663.

⁴⁷ Daß (im Gegensatz zur Angabe Rosenmunds, Fortschritte 93) die Initiative von Sybel ausging, zeigt dessen Schreiben von 1878 Mai 26, Druck: Theodor von Sichel, Römische Erinnerungen (herausg. v. Leo Santifaller, 1947) 425 f. Nr. 1 sowie die darauffolgende Korrespondenz.

⁴⁸ Redlich (oben Anm. 43) 156.

⁴⁹ Gedruckt durch Karl Heldmann, Drei Briefe Theodor von Sichels. Historische Zeitschrift 104 (1910) 133.

⁵⁰ Wilhelm Erben, Th. Sichel. Historische Vierteljahrsschrift 11 (1908) 342.

⁵¹ Emil v. Ottenthal, Theodor von Sichel. MIOG 29 (1908) 546.

⁵² Tangl, Theodor von Sichel (oben Anm. 10) 774, 776.

teilungen“: Gegenüber v. Pflugk-Hartung „bekenne ich mich . . . als seinen unterschiedenen Gegner und kündige ich ihm offen den Krieg an“⁵³. Die Einteilung in Freunde und Feinde konnte auch den eigenen Kreis betreffen. Sie war nicht immer gerecht, wenn etwa Sichel von dem — gewiß oft eigenwilligen, doch stets loyalen — Engelbert Mühlbacher behauptete, er sei sein „Gegner“⁵⁴.

Von Zweifeln an sich oder seiner Sache war dieser Mann niemals geplagt, und er hat daraus die Kraft gewonnen, sich und sie durchzusetzen. Andererseits wollte er meist nur das, was sich realisieren ließ. Vor allem aus praktischen Gründen hat Sichel seine Vorarbeiten zu einer Ausgabe der Karolingerurkunden abgebrochen und sich dem 10. Jahrhundert zugewendet; in Rom stürzte er sich nicht in das Abenteuer einer Edition von Papsturkunden, die er als eine Aufgabe für die Zukunft erkannte. Später schrieb Paul Kehr, er habe bei Sichel „die Lehre erhalten, daß, was er für jene (die Diplomata) geleistet, auf dem anderen großen Gebiete der Diplomatik, den Papsturkunden, nach den gleichen kritischen Grundsätzen ausgeführt werden müsse“⁵⁵. Das war aber nicht der Grund, warum Sichel nach Rom gehen wollte und an dem Plan zäh festhielt trotz manchen Widrigkeiten, darunter den Folgen des römischen Typhus. Er hatte die Studie über das „privilegium Ottonianum“ an die Römische Kirche verfaßt und edierte den Liber Diurnus, war aber doch nicht mehr der Spezialist der Diplomatik. Sichel konnte es sich in Rom leisten, offen zu sein für alles, was auf ihn im Vatikanischen Archiv zukam. Das mochten auch Akten des Konzils von Trient sein, die ihn aus konfessionellen Gründen besonders interessierten. Die auf das Haus Habsburg bezüglichen Bestände waren es nicht, obwohl deren Erforschung die offizielle Aufgabe des römischen Instituts bildete. 1889 erschien ein Band, der Reichsgeschichte und dynastische Geschichte unter Rudolf I. und Albrecht I. vereinte; später gab es „Regesta Habsburgica“. Doch galt, was Hans Kramer schrieb: „Die Tochter des Instituts für österreichische Geschichtsforschung zeigte sich darin ihrem Mutterinstitut ähnlich, indem sie in der Periode Sichels von österreichischer Geschichte zum Gebiet der historischen Hilfswissenschaften überschwenkte.“⁵⁶

⁵³ Sichel, Bella diplomatica (oben Anm. 15) 325. Die Antwort v. Pflugk-Hartungs in seiner Broschüre gegen Sichel (oben Anm. 16) war noch kriegerischer: Obwohl Sichel eine Briefkampagne gegen ihn entfesselte, sei er „auf Leute von Überzeugungstreue“ gestoßen; „seine Keulenschläge fallen auf einen eisernen Schild und hinter dem Schilde blinkt ein Schwert“ (S. 19). Die öffentliche Meinung und die Furcht vor Sichel hätten einen Panzer um ihn gebildet und ihn geschützt „wie die Hornhaut Siegfried Doch Siegfrieds Hornhaut hatte eine Lücke und sobald sie bekannt geworden, stand der Held am Anfang vom Ende“ (S. 66). Zu den Briefen gegen v. Pflugk-Hartung vgl. Santifaller in Sichel, Römische Erinnerungen 94—96.

⁵⁴ Unten 33.

⁵⁵ Paul Kehr, Über die Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden bis Innocenz III. (1908). Sitzungsberichte d. Preussischen Akademie d. Wiss. 1934, phil.-hist. Kl. 1, 71.

⁵⁶ Hans Kramer, Das Österreichische Historische Institut in Rom 1881—1931 (Rom 1932) 9. Über Sichel und Rom vgl. vor allem Karl Rudolf, Geschichte des Österreichischen Historischen Instituts in Rom von 1881 bis 1938. Römische Historische Mitteilungen 23 (1981) 1—90.

Groß waren aber auch die Unterschiede. Jetzt handelte es sich um die Anwendung von Teilen der diplomatischen Methode auf verschiedenartige Bereiche, nicht um Konzentration aller Kräfte auf eine einzige Aufgabe; die Arbeiten der Stipendiaten zerflatterten nach verschiedenen Richtungen. Sickel kam als eine Art kultureller Botschafter Österreichs, er hatte es nicht mehr nötig, sein Ansehen und das seines Instituts auf eine einzige Karte zu setzen.

In jüngeren Jahren hat er ein Abenteuer gewagt, als er seine „Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger“ schrieb, ohne über ein vollständiges Material, ja selbst ohne über die von Pertz gesammelten Abschriften zu verfügen. Dabei fand Sickel zu seiner Methode, und erwarb er den Ruf eines Fachmanns, der den Merowingerband des jüngeren Pertz zu beurteilen vermochte. Das zweite Gutachten kam von Stumpf. Beide waren vernichtend und schlossen schwungvoll mit der Devise der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde⁵⁷. Was bei Stumpf eher ein Abgesang war, brachte für Sickel den Durchbruch: Er wurde Leiter der Diplomata-Abteilung der Monumenta, mit dauernden Mitarbeitern (oder „Gehilfen“) und anderen, die als freie Mitarbeiter wirkten.

Wichtig für die Arbeit war jedenfalls eine personelle Kontinuität und die innere Bindung junger Leute an ihre Aufgabe und an den gestrengen Meister. Die Kontinuität wurde freilich mehrfach durch den allzu frühen Tod von Mitarbeitern unterbrochen. Schon der erste von ihnen, zugleich der erste Redakteur der „Mitteilungen“, Karl Foltz, wurde 1879 aus der Arbeit herausgerissen, er verunglückte in den Bergen. Sickel hielt ihm tief bewegt auf dem Linzer Friedhof eine Grabrede. Adolf Fanta, durch drei Jahre einziger ständiger Mitarbeiter der Abteilung, starb 1887 an Tuberkulose. In Italien lauerten Typhus und venerische Krankheiten; dem Typhus erlag der junge Dozent Diekamp, der über den Liber Diurnus arbeitete. Er war der einzige Stipendiat, der sich ernsthaft mit Papsturkunden des Hochmittelalters beschäftigte. Der Oberösterreicher Ferdinand Kaltenbrunner, Mitarbeiter bei Jaffés Regesten, dann Vertreter Sickels am neuerrichteten römischen Institut, starb nach Jahren des Siechtums 1902 an Paralyse. Ein freiwilliger Austritt aus der Abteilung erfolgte im Normalfall nur, um in den Staatsdienst einzutreten, und auch dann wurde zumeist die Mitarbeit in der Abteilung nicht ganz aufgegeben.

Was die innere Bindung der jungen Leute betrifft, so ging sie manchmal so weit, daß Sickels Wesen ihr eigenes „prägte“. Über seinen Mitarbeiter Wilhelm Erben, später Professor in Innsbruck, dann Graz, schrieb Harold Steinacker, seine Strenge sei „nicht allein Ausfluß der eigenen Natur, sondern wohl auch eine halb unbewußte Nachbildung der Art seines Lehrers Sickel“. Erben lebte „sich so stark in die Grundgedanken von Sickels Lebenswerk ein, daß er sich

⁵⁷ Theodor Sickel, *Monumenta Germaniae historica. Diplomatum imperii t. I* (Berlin 1873). Stumpf, Über die Merovinger-Diplome. *Historische Zeitschrift* 29 (1873) 343–407. Eine teilweise Rechtfertigung der Arbeit von K. Pertz brachte später eine Bemerkung Kehrs, der ihm bescheinigte, daß er „nicht nur ein guter Paläograph, sondern auch ein geschickter Zeichner“ war, *Neues Archiv* 50 (1935) 2, Anm. 1. Ausführlich in ähnlichem Sinne Bruno Krusch, *Abhandlungen der Preußischen Akademie* 1937, phil.-hist. Kl. Nr. 1. Hier S. 48 das wahrscheinlich zutreffende Urteil, daß damals niemand eine völlig korrekte Ausgabe der Merowingerurkunden hätte herstellen können.

mit ihnen gleichsam identifizierte und sie . . . streng konservativ bis in die Einzelheiten der Druckeinrichtung verteidigte“⁵⁸. Sickel am ähnlichsten, auch dem Format der Persönlichkeit nach, und der einzige, der den Urkunden lebenslang treu blieb, war Paul Kehr. Gerade er hat die Abteilung gegen den Willen des Meisters verlassen, den er verehrte und immer wieder kritisierte.

Kehr, ein engerer Landsmann Sickels, war durch vier Jahre sein Mitarbeiter, zuerst neben Fanta, dann in hauptamtlicher Stellung. Nach intensiven Lehrjahren drängte Kehr zu Höherem, zu eigener wissenschaftlicher Produktion. Im Frühjahr 1888 gestattete ihm die Zentralkommission der Monumenta auf Fürsprache Sickels, „das der Abtheilung gehörige Material für eine Habilitationsschrift . . . zu verwerthen“⁵⁹. Kehr sollte, höchstwahrscheinlich nach seinem eigenen Vorschlag, eine „Specialdiplomatik“ der Ottonenzeit liefern, allerdings erst nach Abschluß der diese Zeit betreffenden Diplomatabände⁶⁰. Das war also anders als bei den „Acta Karolinorum“ Sickels. Dieser hätte sich ohne seine römischen Pläne sicherlich die Aufgabe selbst vorbehalten, ein Buch über die Diplomantik der Ottonen zu schreiben.

Wenige Monate später überraschte Kehr den Meister mit der Ankündigung, er wolle sich demnächst in Marburg a. L. habilitieren und zu diesem Zweck eine Arbeit über die Urkunden Ottos III. schreiben. Er schied damals aus der Abteilung aus und reiste im Herbst an die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit. Die Habilitation erfolgte im Januar 1889. Kehr hat über sie nicht an Sickel, sondern an Mühlbacher berichtet⁶¹.

Für die Wiener Abteilung war das ein Rückschlag. Es dauerte bis zum November 1888, daß Sickel nach einem neuen Mitarbeiter suchte; er fand ihn in Wilhelm Erben. Und weiter: „Da uns die Ergebnisse der diplomatischen Untersuchungen Kehrs erst zu Beginn des Jahres 1890, als sein Buch . . . erschien, vollständig bekannt wurden, mußten wir wohl oder übel dieselben Untersuchungen ein zweites Mal durchführen.“ Kehr hatte freilich die Druckkorrekturen kapitelweise an Sickel gesandt und ihn zweimal um Korrektur seiner Thesen ersucht; er wollte Sickels Votum im Anhang des Buches bringen. Das erste Mal schied der Meister, das zweite Ansuchen beschied er negativ: „Die Erlaubnis, von Ergänzungen und Berichtigungen, welche die Abtheilung jetzt zu bieten in der Lage ist, in Ihrem Buche Gebrauch zu machen, könnte ich schon deshalb nicht ertheilen, weil dieselben zu großen Theilen dem Fleiße und der Tüchtigkeit meiner Herren Mitarbeiter zu verdanken sind.“⁶²

⁵⁸ Steinacker (oben Anm. 32) 112, 109. Von Sickels „Strenge“ schrieb Paul Kehr, *Neues Archiv* 44 (1922) 140, daß sie „das Alter nicht gemildert hatte“.

⁵⁹ Theodor v. Sickel, Erläuterungen zu den Diplomen Otto (sic) III. *MIÖG* 12 (1891) 212.

⁶⁰ Ebenda 209, mit 209f. Anm. 1; auch zum Folgenden Sickel, Vorrede zu *MGH DD H/2: Die Urkunden Otto III.* (1893) p. II.

⁶¹ Mühlbacher an Sickel 1889 März 3, Wien; auch mit der Nachricht, Kehr wolle (in Abwesenheit Sickels) auf der Durchreise Wien „berühren“.

⁶² Kehr an Sickel 1889 August, Torgau, und September 22, Münchenhof. Von seiner Antwort machte Sickel, was er selten tat, ein Konzept (1889 September 29).

Damit wurde die Sache auch für Kehr unangenehm, denn sein Buch wiederholte das riskante Vorgehen Sickels bei den Karolingern und gab weniger als der Titel versprach: „Die Urkunden Otto (sic!) III.“⁶³ Vielleicht war er nicht mehr gewillt, Sickels Autoritätsanspruch zu ertragen, sicher gab es immer wieder Differenzen in der Beurteilung diplomatischer Einzelheiten; Kehr hatte einen ebenso harten Kopf wie der Meister und war seiner selbst ebenso sicher. Sollte er in seinem Buch Dinge schreiben, die seiner Überzeugung widersprechen? So wählte er den Ausweg, daß Sichel erst die Druckkorrekturen zu sehen bekam. Von nun an wurden Kehrs Briefe immer demütiger, und vor Sickels definitiver Übersiedlung nach Rom bekundete Kehr seine „aufrichtige Reue“ und „Dankbarkeit für die gewährte Verzeihung“. Er habe auch „in der Zeit mißtrauischer Verirrung“ niemals die Dankbarkeit des Schülers vergessen⁶⁴.

Das schien nötig, um Sichel nicht zu einer kämpferischen Kritik des Buches zu reizen, wie sie fünf Jahre vorher — auf 49 Seiten im Kleindruck⁶⁵ — v. Pflugk-Harttung erfahren hatte. Das psychologische Kalkül ging auf, Sichel zeigte sich von einer vergleichsweise milden Seite. Er verfaßte zehn Seiten, ohne Kehrs Buch im Titel zu nennen, mit dem Vorsatz: „Ich will hier keine Anzeige und noch weniger eine Kritik des Kehr'schen Buches schreiben. Ich gehe dabei auch über zahlreiche gegen mich und die von mir besorgte Diplomata-Ausgabe gerichtete Bemerkungen hinweg ...“⁶⁶ Hier sind, wie früher auch, Sachprobleme personalisiert. Dann wurden die Schwächen des Buches erörtert, vor allem die wichtigste: Kehr war bei der Niederschrift auf seine Exzerpte angewiesen „und hatte nicht einmal Kenntnis von dem neuen nach und nach einlaufenden Material“. Wohl aus diesem Grund habe er auch die Urkundendikate nicht gebührend berücksichtigt⁶⁷.

Kehr schrieb damals in der „Historischen Zeitschrift“ einen Aufsatz, der als Musterbeispiel angewandter Diplomatie gedacht war. Dabei widmete er eine Fußnote den zwischen ihm und Sichel bestehenden Differenzen und kündigte an, „gelegentlich“ auf sie zurückzukommen⁶⁸. Hier sprach der Kollege zum Kollegen, mit der gebotenen Würde und Freundlichkeit.

Die Angelegenheit wurde hier ausführlicher geschildert, weil sie zeigt, daß ein geschickter Taktiker seinen Willen gegen Sichel durchsetzen konnte. Verzieh dieser die jugendliche „Verirrung“, oder hatte er erkannt, daß ihm hier ein ebenbürtiger Partner gegenüberstand? Vielleicht können solche Fragen dazu dienen, ein etwas differenzierteres Bild von Sickels Wesensart zu zeichnen, als es das geltende ist. Zuletzt wurde es von Alphons Lhotsky⁶⁹ entwickelt, gestützt auf Sätze Früherer, die den Machtwillen Sickels hervorhoben: „Er war zum Herrschen geboren“ (Ottenthal), „er war geboren zu befehlen, und seine Auto-

⁶³ Erschienen in Innsbruck 1890.

⁶⁴ Kehr an Sichel, 1890 Juni 10, Marburg.

⁶⁵ MIÖG 6 (vgl. oben Anm. 15) 325—374.

⁶⁶ Sichel, Erläuterungen (oben Anm. 59) 210 Anm. 1.

⁶⁷ Ebenda 212 f., dazu zahlreiche Einzelbemerkungen.

⁶⁸ Zur Geschichte Ottos III. Historische Zeitschrift 66 (1891) 385 Anm. 1.

⁶⁹ Lhotsky, Institutsgeschichte (wie Anm. 27).

rität trat oft schroff hervor“ (J. K. Mayr)⁷⁰. Der Typus des nach außen orientierten Erfolgsmenschen war das Gegenteil dessen, was Lhotsky zu schätzen pflegte. Er hat auch den Urkunden keinen sehr hohen Wert zugemessen und sie im Gespräch als eine Angelegenheit dörflicher Notare bezeichnet. Dazu kam der auch sonst oft geäußerte Vorwurf, Sichel habe das Institut der österreichischen Geschichte entfremdet, was Lhotsky von der Seite der erzählenden Quellen her sah. Er rügte „die Erziehung zum spezialistischen Virtuositentum ... bei weitgehender Zurückdrängung alles Philologischen ... und völligem Verzicht auf Darstellung“⁷¹.

Spezialisierung, in welcher Weise auch immer, war ein Kennzeichen von Sickels Epoche. Julius v. Ficker meinte, der Fortgang der Wissenschaft sei durch solche Einseitigkeit bedingt; „habe die Schule von Georg Waitz die Kritik der Scriptorum geübt, so werde ihre Tätigkeit dadurch ergänzt, daß die Schule Sickels mit aller Energie die Erforschung der Urkunden in die Hand nehme“⁷². Richtig ist, daß ein zweites Standbein dem Institut gut getan hätte, ein Schwerpunkt in den erzählenden Quellen Österreichs im Spätmittelalter. Dem „großösterreichischen“ Konzept der frühen Jahre des Instituts entsprechend hätten solche Arbeiten allerdings die Gegenden von Dalmatien bis zur Bukowina umfassen müssen. Auch wurde das Institut als „Schule“ aufgefaßt, nicht als Forschungsunternehmen wie die Monumenta Germaniae. Diese erhielten, was sie benötigten, während in Österreich Sparmeister am Werk waren. Für die „Zöglinge“ des Instituts wurden 1853 Stipendien von insgesamt 3000 Gulden jährlich bewilligt, nach einer Debatte im Reichsrat: Die Wissenschaft zu fördern, so sagte man dort, sei eine Sache gelehrter Gesellschaften, nicht des Staates⁷³.

Ohne Sickels gewichtige Persönlichkeit und seine Geschicklichkeit im Umgang mit hohen Herren wäre die „Schule“ nicht in stande gewesen, ein wissenschaftliches Niveau auf irgendeinem Gebiet zu erreichen. Was Sichel für die Festigung seiner Position tat, kam auch dem Institut zugute; sein Gegner v. Pflugk-Harttung, gewiß ein unverdächtig Zeuge, schrieb 1885: „Ihm stehen bedeutende Geldmittel zur Verfügung, ein großer Einfluß, weitreichende gesellschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen, eine ganze Schar direkter und indirekter Mitarbeiter, eine vortreffliche Bibliothek.“⁷⁴ 1881 erhielt Sichel den Leopoldsorden und öffnete bei dieser Gelegenheit die kaiserliche „Privatschatulle“ für die römischen Stipendiaten. Fast wäre er mit ihnen später in die österreichische Botschaft beim Vatikan eingezogen, den Palazzo Venezia⁷⁵, den 1929 Mussolini als Amtssitz wählte. Voll den Wünschen Sickels entsprach die Unterbringung des Wiener Instituts in den Räumen der neuen Universität. Heinrich Benedikt pflegte das seitherige Direktionszimmer mit gutmütigem Spott als „das Ministerzimmer“ zu bezeichnen. Sichel hat es zwar nicht zum Minister gebracht, wohl aber zum (Titular-)Sektionschef und zum Mitglied des

⁷⁰ Ebenda 122.

⁷¹ Ebenda 123.

⁷² Jung (oben Anm. 23) 465.

⁷³ Lhotsky, Institutsgeschichte (wie Anm. 27) 27 f.

⁷⁴ v. Pflugk-Harttung, Theodor v. Sichel (oben Anm. 16) 64.

⁷⁵ Kramer, Institut in Rom (oben Anm. 56) 7.

Herrenhauses des österreichischen Reichsrates. Im selben Jahr, als er die neuen Räume bezog, wurde Sichel in den Ritterstand erhoben. Auch für das Institut in Wien galt, was für das römische festgestellt wurde: „Es war für das Institut wertvoll, einen Mann von solchem Ruf und solchem überzeugenden Auftreten seinen Direktor nennen zu dürfen“⁷⁶.

Die Ehrungen, die diesem Gelehrten zuteil wurden, waren ein gerechter Dank für bedeutende Leistungen. Nicht mitbedingt, wahrscheinlich aber gefördert wurde ihre Anerkennung dadurch, daß es der sprachengewandte Sichel verstand, sich so wie die Angehörigen der Wiener Hochbürokratie auszudrücken; dies zu einer Zeit, da das Bürgertum höfischem Wesen schon entfremdet war. Dafür ein Beispiel: Als Aloys Schulte beabsichtigte, in den „Mitteilungen“ einen Aufsatz über habsburgische Besitzungen zu veröffentlichen, sollte diesem eine Karte beigegeben werden. Das Geld dazu fehlte, und wieder einmal mußte der Kaiser aushelfen. Mühlbacher sollte auf Sickels Wunsch deshalb folgenden Text veröffentlichen: „Indem Seine k. und k. Apostolische Majestät allergnädigst geruht haben, durch eine Allerhöchste Subvention die Herstellung der beifolgenden Karte zu ermöglichen, kommen der Verfasser und die Redaction vor allem ihrer Pflicht nach, allerunterthänigst und ehrfurchtsvoll ihren Dank für diese Allerhöchste Huld auszusprechen.“ Worauf Mühlbacher zurückschrieb, „daß mir das tiefere Verständnis für den byzantinischen Amtsstyl versagt ist“; er glaube, „daß zwischen der Ausdrucksweise der Wiener Zeitung und der einer wissenschaftlichen Zeitschrift selbst bei solcher Gelegenheit einiger Unterschied aufrecht erhalten werden muß. Eine wissenschaftliche Zeitschrift darf sich etwas Rückgrat gönnen.“ Sichel antwortete (aus Aussee, aber auf dem Briefpapier seines Römischen Instituts) begütigend: „Wir werden auch noch zur Verständigung kommen.“⁷⁷ Ob er hier seine Meinung bestätigte glaubte, Mühlbacher sei sein „Gegner“, bleibt ungewiß.

Später kennzeichnete Michael Tangl Mühlbachers „Abscheu gegen innere Hohlheit und Strebertum“⁷⁸. Lhotsky vermerkte, daß Mühlbacher, „persönlich anerkanntermaßen von größter Bescheidenheit, . . . dort, wo es sich um das Wohl des . . . Instituts handelte, von erstaunlicher Härte im Fordern werden“ konnte. „Freilich hatte er dabei weniger Glück als Sichel“⁷⁹ — was wohl eher in dieser Wesensart begründet war. Übrigens ist auch Sichel in einigen Fällen an die Grenzen des Machbaren gestoßen. Als die Monumenta 1873 unter die Oberleitung der Berliner Akademie kamen, wollte man im Wiener Ministerium die Zahlungen einstellen. Es war ein Gedanke Sickels, in Österreich ein den Monumenta ähnliches Unternehmen zu beginnen; sicherlich hätte es auch eine „Scriptores“-Reihe besessen. Es hätte jedoch den österreichischen Staat vier- oder fünfmal soviel gekostet wie der Zuschuß an die Monumenta Ger-

⁷⁶ Kramer (oben Anm. 56) 13.

⁷⁷ Sichel, 1887 August 2. Mühlbacher, 1887 August 7. Sichel, 1887 August 8. Schultes Aufsatz über die älteren Habsburger und ihre Besitzungen *MIÖG* 8 (1887) 513—586, der modifizierte Text der Dankadresse und die Faltkarte der habsburgischen Besitzungen am Oberrhein ebenda S. 586/587.

⁷⁸ Tangl, Engelbert Mühlbacher. *Neues Archiv* 29 (1904) 271.

⁷⁹ Lhotsky, *Institutsgeschichte* (oben Anm. 27) 234.

maniae. So lenkte man in Wien ein, und Sichel erhielt seine *Diplomata*-Abteilung⁸⁰.

Kaum hat also Sichel eine grundsätzliche „Zurückdrängung alles Philologischen“ am Institut beabsichtigt. Was durch Philologen in der Frühzeit der Monumenta für diese geleistet wurde, war sehr viel, man wird es jedoch nicht überschätzen dürfen; mußten sie doch die mittellateinische Philologie erst von der klassischen unterscheiden lernen. Aber auch dort, wo sich beide Gebiete einigermassen deckten, war es nicht immer zum besten bestellt. Bresslau vermerkte „die Grenzen von Pertzens kriuscher Begabung, die für die Entwirrung wirklich schwieriger und verwickelter handschriftlicher Verhältnisse doch nicht ausreichte“⁸¹.

Um die Jahrhundertmitte hatte Pertz drei Mitarbeiter, von denen nur Wilhelm Wattenbach für Wien in Frage kam. 1847 wurde Wattenbach dorthin gesandt, um österreichische Geschichtsquellen zu edieren. Die Zeit war dem Vorhaben nicht günstig. Wattenbach ließ sich von der Revolution „mit fortreißen; die Muskete in der Hand, schloß er sich als Freiwilliger der studentischen Legion an, tat auch einige Tage Wachdienst, . . . kam aber bald zur Besinnung“⁸². Seine laut Bresslau „ganz ausgezeichnete Edition der österreichischen und Salzburger Annalen“ kam freilich nicht einmal in die Nähe der Probleme, die zu bewältigen waren; Wattenbach selbst schrieb: „Es bleibt sehr vieles dunkel.“⁸³ Daß die Ausgabe verfehlt ist, kann man Wattenbach nur zum geringeren Teil anlasten; er stand unter Erfolgszwang, und es handelte sich um eine besonders vertrackte Materie, bei der mit den Methoden klassischer Philologie nichts zu gewinnen war. Viel leichter ließen sie sich bei einer anderen Arbeit anwenden: Bresslau lobte Wattenbachs „ganz ausgezeichnete Edition der Klosterchronik von Monte Cassino, die zu den besten gehört, welche die Monumenta in dieser Periode gebracht haben.“⁸⁴ Leider wählte Wattenbach als Textgrundlage eine in Blaubeuren um 1477 geschriebene Handschrift, in der er eine eigene Rezension zu finden meinte, und brachte die Haupthandschriften, die eine in Montecasino um 1100 geschrieben, in den Fußnoten. 1980 wurde das Werk durch die Monumenta neu ediert⁸⁵.

Der einflußreiche Joseph Chmel, der selbst das rasche Arbeiten liebte, wollte Wattenbach 1849 in Wien eine Professur für historische Hilfswissenschaften verschaffen. Schon schien mit dem Minister Leo Graf Thun-Hohenstein alles geregelt, da machten sich konträre Einflüsse geltend, und die Sache versandete. Als die „Schule für österreichische Geschichtsforschung“ gegründet wurde, war

⁸⁰ Ebenda 125. Zur Sache Bresslau, *Geschichte der Monumenta* 500. 1882 scheiterte am Ministerium Mühlbachers Versuch, den „Mitteilungen“ eine Reihe mit Quelleneditionen an die Seite zu stellen, in der Thomas Ebendorfers *Österreichische Chronik* hätte erscheinen sollen. Lhotsky, *Institutsgeschichte* 157f.

⁸¹ Bresslau, *Geschichte* 162.

⁸² Ebenda 308.

⁸³ Ebenda 316.

⁸⁴ Ebenda 300. *MGH SS VII* (1846) 551—844.

⁸⁵ Neuedition durch Hartmut Hoffmann, *MGH SS XXXIV* (1980), vgl. dort die Einleitung XXXIV.

Chmel wieder zur Stelle und wollte sie Wattenbach anvertrauen. Der Minister zog jedoch Albert Jäger als Leiter vor⁸⁶. 1872 betrieb Sickel Wattenbachs Berufung, um sich selbst von den Vorlesungen aus Paläographie zu entlasten. Wieder verliefen die Verhandlungen positiv, doch jetzt verweigerte der Kaiser seine Zustimmung. Wollte er nicht zwei „Achtundvierziger“ am Institut sehen, oder waren ihm zwei Norddeutsche an dieser Stelle zuviel?

Mit Lhotsky wird man das Scheitern der Angelegenheit bedauern, doch wäre Wattenbach wohl überfordert gewesen, hätte er sich auf das österreichische Spätmittelalter einstellen müssen. Im Zeitalter des aufblühenden Nationalismus wäre es auch sicher zu Debatten darüber gekommen, was ediert werden sollte. Noch 1875 entschuldigte Sickel seinen Kollegen Heinrich v. Zeißberg dafür, daß dieser im Studienbetrieb des Instituts „fast nur deutschösterreichische, wenige böhmische und gar keine ungarischen Quellen behandelt habe“ — war das Institut auch nach 1867 für Ungarn zuständig? — „ein Übelstand, der ... nächstes Mal vermieden werden kann“⁸⁷.

Was Sickel selbst betrifft, so bestätigte Paul Kehr dem Meister, daß er „ein vortrefflicher Philolog“ war⁸⁸. Schwieriger zu entkräften ist ein anderer Vorwurf, der ihm gemacht wurde: daß er „an einer esoterischen Diplomatie sein Genügen fand“⁸⁹. „Ist die Diplomatie Selbstzweck, wie Theodor von Sickel und Paul Fridolin Kehr es sahen, oder ist sie eine historische Hilfswissenschaft im Sinne Julius von Fickers?“⁹⁰ Tatsächlich liegen von Sickel und Kehr Äußerungen vor, die einen Gegensatz zwischen „Diplomatikern“ und „Historikern“ zu statuieren scheinen und die Diplomatie neben die Geschichte, nicht als ihren Teil, stellen könnten. Andererseits gibt es auch Sätze, die erweisen, daß Sickel die Diplomatie innerhalb der historischen Wissenschaften ansiedeln wollte. Wir haben schon eine derartige Aussage zitiert⁹¹. Er sprach auch von „unserer und aller historischen Wissenschaft“⁹². Sein getreuester Schüler Wilhelm Erben rühmte Sickel, dieser habe „in Österreich eine eigenartige historische Schule“ begründet; „er verlor den Gesichtspunkt der gesamten Geschichtserkenntnis nie aus dem Auge“. Nur von seinen Schülern möge „dieser oder jener ... den großen Maßstab geschichtlichen Wertes ab und zu aus dem Auge verloren haben“⁹³. Kehr variierte einen Satz Sickels: „In der Hauptsache ist, denke ich, die Diplomatie heute (1926) wie früher eine historische Hilfswissenschaft, oder vielleicht nicht einmal eine solche, sondern nur eine dem Stoff angepaßte besondere kritische Methode, mit der man den Urkunden auf den Leib geht.“⁹⁴

⁸⁶ Bresslau, *Geschichte* 309 f. Mayr (oben Anm. 42) 552.

⁸⁷ Lhotsky, *Institutsgeschichte* 135.

⁸⁸ Paul Kehr, *Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Ludwigs des Deutschen ...* (1932, 1980) p. VII.

⁸⁹ Theodor Schieffer, *Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Lothars I. und Lothars II.* (1966) p. XIV.

⁹⁰ Brühl, *Herrscherurkunden* (oben Anm. 5) 530 (21).

⁹¹ Oben 17 mit Anm. 40.

⁹² Sickel, *Bella diplomatica* (oben Anm. 15) 374.

⁹³ Erben, Sickel (oben Anm. 50) 359, 357. Nur von Schülern Sickels redet auch Hirsch, *Methoden* (oben Anm. 1) 5.

⁹⁴ Paul Kehr, *Neues Archiv* 46 (1926) 325, dazu der oben 17 mit Anm. 40 zitierte Satz.

Sickel und Kehr, zwei Lebenspraktiker, wollten kaum Wissenschaftstheoretiker sein. Die Begründung einer metahistorischen Wissenschaft hätte sicherlich auch die starken Widerstände vermehrt, die gegen Sickel und seine Schüler bestanden. Der junge Kehr berichtete, man sehe im Schrift- und Diktatvergleich „nur eine Art Sport“⁹⁵. Als der erste Band von Sickels *Diplomata* erschien, schrieb v. Pflugk-Hartung: „Sickel ist nicht gründlich genug auf das Äußere der Urkunden eingegangen“, und glaubte, „daß spätere Geschlechter sagen werden, fast ein Zehntel des Raumes sei mit einer möglichst gründlichen Makulatur angefüllt.“⁹⁶ Mühlbacher klagte, daß die Diplomatie an deutschen Hochschulen, „in zünftigen Kreisen oft scheinbar angesehen, noch vielfach berufener Vertretung ermangelt“⁹⁷. Die „zünftigen Kreise“, das war die Masse der Mediävisten, der wenige Apostel der neuen Lehre gegenüberstanden. Auch Mühlbacher wurde ihnen nicht zugezählt, wenn Kehr von ihm behauptete: „Er sah auf diese Künste (der Unterscheidung von Schreiberhänden) mit der spöttischen Überlegenheit des Historikers herab.“⁹⁸

Was die jungen Diplomatiker taten, unterschied sich durchaus von dem, was man von Historikern gewohnt war. Wenn sie in die Archive hinauszogen, hatten sie sich nach den sehr ausführlichen schriftlichen Anweisungen des Meisters⁹⁹ zu richten. Mit Bleistift und Ölpapier hatten sie Pausen von Teilen jeder Originalurkunde zu zeichnen („diese Fertigkeit fordere ich von meinen Mitarbeitern“) und eine vollständige paläographische Abschrift zu liefern, mit allen Besonderheiten, Kürzungszeichen und Interpunktionen, Rasuren und Korrekturen. „Man schreibe nicht vor so mühseliger Arbeit zurück!“ Denkt man noch an die Schwierigkeiten, die der Benützung mancher Archive entgegenstanden, so wird besser verständlich, daß Sickels Schule ohne ein gewisses elitäres Bewußtsein nicht auskam. Man grenzte sich als „Diplomatiker“ ab gegen Unverstand und Mißgunst der „Historiker“.

Und Sickel selbst? Erst als Fünfzigjähriger wurde er aufgefordert, seinen Beitrag zu den *Monumenta* zu leisten. Sein Werk durfte nicht scheitern; es mußte relativ rasch zustande kommen, hatte man doch das Hinauszögern der Pertz'schen *Diplomata* noch in frischer Erinnerung. Hier bedurfte es äußerster Konzentration und großer Ökonomie. Da der von Pertz gesammelte Abschriftenapparat nichts taugte, mußte man von vorne beginnen. Für eine Edition der Karolingerdiplome schien es Sickel zu spät, obwohl er selbst zu ihr statliche Vorarbeit geleistet hatte. Also begann er bei Konrad I., was Kehr einen Irrtum nannte¹⁰⁰. Das mochte es vom Standpunkt der Methode aus sein, weil Karolingisches in den Diplomen des 10. Jahrhunderts nachwirkte, in diesen wiederum

⁹⁵ Kehr, *Die Urkunden Otto III.*, p. VI.

⁹⁶ v. Pflugk-Hartung, *Th. v. Sickel* (oben Anm. 16) 49, 61. Vgl. die Antikritik durch Engelbert Mühlbacher, *Erklärung der Redaction gegenüber J. v. Pflugk-Hartung*. *MIÖG* 6 (1885), bes. 520.

⁹⁷ Engelbert Mühlbacher, *Wilhelm Diekamp*. *MIÖG* 7 (1886) 207.

⁹⁸ *Neues Archiv* 50 (1935) 3.

⁹⁹ Theodor Sickel, *Programm und Instructionen der Diplomata-Abtheilung*. *Neues Archiv* 1 (1876) 425—482, die Zitate S. 473, 476.

¹⁰⁰ Kehr, *Vorrede* (wie oben Anm. 88) p. IV.

Neues zutage trat, das erst erkannt und erfaßt werden mußte. Andererseits bestand fast die Hälfte des Materials aus Originalen oder Urschriften, was die Arbeit an späteren Abschriften ersparte; diese Originale lagen vielfach in deutschen Archiven, die sogar bereit waren, sie nach Wien zu versenden. Wie anders war doch die Lage bei den Karolingern, zumal den westfränkischen! Aber auch die Urkunden Ludwigs des Frommen sind zu zwei Dritteln in französischen Archiven und Bibliotheken überliefert, nur etwa 20 Prozent der Diplome sind Originale. Später hat Kehr die fast vollendete Edition der Urkunden Ludwigs des Frommen zurückgehalten; er schrieb: „Die Aufgabe ist ohne Zweifel die schwierigste unter allen Diplomatabänden.“¹⁰¹

Sickel war kein bloßer Formaldiplomatiker, aber er wollte in absehbarer Zeit zum Ziel kommen. Deshalb verzichtete er auf historische Erläuterungen und ging wenig auf den Rechtsinhalt ein. Über Fälschungen hieß es in dem „Directorium“ nur: „Durch Ausscheidung von Fälschungen wird manche Notiz zur Geschichte eines Klosters hinfällig werden.“¹⁰² Die Ortsnamen in den Urkunden wurden nicht identifiziert, mit der Begründung, daß nur die Hälfte von ihnen sicher gedeutet werden könne¹⁰³. Im Vorwort der Edition schrieb Sickel: „Ein Wortregister hatte ich für meinen Theil nicht in Aussicht genommen, weil ich den rechten Umfang desselben nicht zu bestimmen wußte. Hat doch jeder Benützer desselben seine besonderen Zwecke dabei im Auge . . .“¹⁰⁴ Hier entschied die Zentralkommission anders, das Wort- und Sachregister mußte erstellt werden.

Eine Auflösung der Ortsnamen hatte Sickel in seiner Schrift gegen den Merowingerband von Karl Pertz gefordert¹⁰⁵. Von den Deperdita wußte er, daß sie zur „Geschichte der Kirchen und Klöster als Empfänger“ gehörten; diese kümmernte seine Edition nicht¹⁰⁶. Fälschungen waren Sickel — hier zeigt sich seine Verbindung mit „aufgeklärtem“ Denken — wenig sympathisch. Erben sprach aus, was der Meister über sie dachte: „Ihn lockten die echten Urkunden . . . weit mehr als die Erfindungs- oder Entstellungskünste eines dunkeln Klosterbruders, in denen sich die Strömungen seiner Umgebung, wenn überhaupt, so doch nur im trüben Lichte spiegeln.“¹⁰⁷ Dabei wußte Sickel sehr wohl, daß die Frage der Echtheit eines Urkundentextes manchmal nur durch Untersuchung des Rechtsinhaltes und der Überlieferung im ganzen geklärt werden konnte.

Was den Rechtsinhalt betrifft, hatte Sickel Studien über die Immunität geliefert¹⁰⁸. Einer seiner frühen Schüler war Heinrich Brunner, der ihm sein erstes

Buch widmete (1872)¹⁰⁹. Über die generelle Durchsicht der Archivbestände schrieb Sickel in seinem „Directorium“: „Wie ergiebig es für die Kritik ist, die gesammten Urkunden eines Klosters u.s.w. in . . . ihrem Zusammenhange zu betrachten, glaube ich in meiner Urkundenlehre . . . dargethan zu haben.“ Er erkannte auch die Notwendigkeit, „Ursprungsgruppen“ zu bilden, d. h. Diplome zusammenzufassen, die einst Teil desselben „Archivkörpers oder Fonds“ waren; das erfordere jedenfalls ein „Eingehen in [auf!] die geschichtlichen Wandlungen“¹¹⁰.

Sickels Edition war auf Kanzlei und Kanzleimäßigkeit hin angelegt, und die Empfängerseite konnte nur dort in Betracht gezogen werden, wo es ohne Verlassen dieser Grundprinzipien nötig schien. Ganz anders Paul Kehr, der schon in der Frühzeit seiner Arbeit an den Papsturkunden die Rekonstruktion der „Provenienzen“ zu seiner Hauptaufgabe machte, wodurch die Edition immer mehr in die Ferne rückte. Trotzdem fühlte er sich auch hier als Schüler Sickels, von dem er damals schrieb, daß sich schon „in seinen Acta Karolinorum Ansätze zu einer Art von urkundlicher Quellenkunde“ finden und daß „das Originellste und Belehrendste an Sickels Diplomata-Ausgabe“ das Quellenregister sei, mit den Urkunden nach Empfängergruppen¹¹¹.

Kehr glich in vielem dem Meister, in einem jedoch nicht: Er übte nicht die Beschränkung auf das in absehbarer Zeit Machbare. Besser gesagt, er stürzte sich mit frischem Mut in ein Unternehmen, dessen Umfang er nicht absehen konnte. „Ein Jahrzehnt und einige Mitarbeiter mochten dazu genügen“, dann sollten eine kritische Edition der Papsturkunden bis 1198, eine Papstdiplomatik und ein Faksimilewerk fertig sein. Vorher wollte er „die Archivgeschichte aller Empfänger päpstlicher Urkunden erforschen und rekonstruieren“¹¹². Wäre Sickel zur Stelle gewesen, so hätte er wohl zu Kehr gesagt, was er einst in einem Gespräch vor dem Petersdom v. Pflugk-Harttung vorgehalten hatte, der „nur“ eine Auswahl-edition, ein Tafelwerk und eine Papsturkundenlehre plante: „Herr Doktor, ich kenne die Verhältnisse, Sie werden nicht imstande sein, Ihre Unternehmen fertig zu bringen.“¹¹³

Kehr hat mit seiner „Italia Pontificia“ und den „Urkunden der deutschen Karolinger“ mehr geleistet als irgendein Diplomatiker seiner Generation. Während er im Rahmen der Monumenta im wesentlichen konservativ blieb, ging er bei den Papsturkunden neue Wege. Hier war er nicht an das chronologische Prinzip gebunden und stieß er in das relativ quellenreiche 12. Jahrhundert vor, in einen Zeitraum der erhöhten Schriftlichkeit geistlicher Institutionen, von denen das Papsttum in Italien umgeben war. Fast ungewollt weitete sich die Arbeit an den Papsturkunden zur Fundierung einer kirchlichen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Italiens im Hochmittelalter. Sickel hatte den Quellen das für den Diplomatiker Wertvolle entnommen, Kehr hat sich mit der Gesamt-

¹⁰¹ Peter Johánek, Probleme einer zukünftigen Edition der Urkunden Ludwigs des Frommen, in: Charlemagne's Heir (ed. P. Godman, R. Collins, Oxford 1990) 413, 411. Kehr, Neues Archiv 48 (1930)⁶ VII f.

¹⁰² Neues Archiv I, 438.

¹⁰³ Zweite Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Konrads I. usw., p. XVII.

¹⁰⁴ Wie Anm. 103, p. XVIII.

¹⁰⁵ Sickel, Monumenta (wie oben Anm. 57) 73.

¹⁰⁶ Sickel, Zweite Vorrede (wie Anm. 103) p. XIII.

¹⁰⁷ Erben, Theodor Sickel (wie oben Anm. 50) 351.

¹⁰⁸ Darauf hat 1908 im Zusammenhang mit Karl Brandis Angriff auf die „alte Diplomatik“ Harold Steinacker verwiesen. Historische Zeitschrift 100, 374.

¹⁰⁹ Lhotsky, Institutsgeschichte (wie Anm. 27) 95.

¹¹⁰ Neues Archiv I, 433–435.

¹¹¹ Göttingische gelehrte Anzeigen 1906, 595, zitiert durch Hirsch, Methoden (oben Anm. 1) 4 Anm. 1.

¹¹² Kehr, Sammlung (oben Anm. 55) 72, 75.

¹¹³ v. Pflugk-Harttung, Theodor Sickel (oben Anm. 16) 5.

heit ihrer Aussagen beschäftigt; dazu zwang ihn das, was er seinen „Vollständigkeitsfimmel“ genannt hat¹⁴. Ihn leitete sein historischer Instinkt auch früh dazu an, die Bedeutung der Diplome Ottos III. für die politische Geschichte darzustellen; später hat er „vier Kapitel aus der Geschichte Heinrichs III.“ geschrieben, und im Alter in die Vorrede seiner Edition der Urkunden Karls III. eine zusammenfassende Würdigung der Regierung „dieses unglücklichen Fürsten“ aufgenommen. So mußte die Distanz zwischen „Diplomatikern“ und „Historikern“ schwinden. Bei der Arbeit für die Papsturkunden ist Kehr zusammen mit seinen Mitarbeitern „zu Untersuchungen auch über den historischen und rechtlichen Inhalt unserer Urkunden übergegangen . . . Die ausschließlich formale Behandlung des Stoffes nach den Rezepten der Diplomatie . . . wuchs sich . . . zu einer weit über die bloßen Editionsziele hinausgreifenden Erfassung des ganzen Urkundenstoffes aus; wir wurden sozusagen aus Diplomatikern Historiker“¹⁵.

Heute pflegt man eine solche Arbeitsrichtung mit dem Wort „Urkundenforschung“ zu bezeichnen.

II.

Engelbert Mühlbacher¹ entstammte einer Familie oberösterreichischer Hammerschmiede, die durch die beginnende Industrialisierung ihre Existenzgrundlage verloren hatte. Durch seine Mutter zum Priester bestimmt, absolvierte er das Linzer Gymnasium und trat in das Chorherrenstift St. Florian bei Linz ein, wo die historische Gelehrsamkeit blühte. Auch Mühlbacher wurde hier zum Historiker; vorerst arbeitete er über kirchenpolitische Erscheinungen des 12. Jahrhunderts. Im Jahre 1872 sandte ihn der Propst an die Universität Innsbruck zu Julius v. Ficker; zwei Jahre später erlangte Mühlbacher das Doktorat und sollte ins Stift zurückkehren, um als ländlicher Seelsorger zu wirken, oder bestenfalls als Bibliothekar. In beidem konnte er nicht den Sinn seines Lebens sehen.

Ficker hat seinen Schüler einen Ausweg aus dem Grübeln über die Zukunft gewiesen, indem er ihn — als Verwalter von Böhmers reichem Erbe — zum Mitarbeiter bei der Neuausgabe der Karolingerregesten bestellte. Vorerst blieb Mühlbacher in brieflicher Verbindung mit dem Propst, und er hat auch später keinen Antrag auf Laisierung gestellt, so daß man ihm wie allen auswärtig weilenden Chorherren gedruckte Stiftsnachrichten zusandte. Ungeöffnet liegen sie im Archiv des Instituts. Der äußere Bruch wurde vermieden, ein innerer Zwiespalt blieb und belastete Mühlbacher weiterhin². Er erklärt manches in seinem Wesen: „Die Bitternisse seines Lebens haben . . . in ihm von frühe her schon einen sarkastischen und pessimistischen Zug genährt. Er pflegte sich kräftig

¹⁴ Walther Holtzmann, Paul Fridolin Kehr. Deutsches Archiv 8 (1951) 50.

¹⁵ Kehr, Sammlung a. a. O. 81.

¹ Den ausführlichsten Nachruf gab Michael Tangl im Neuen Archiv 29 (1904) 266—274.

² Ebenda 269.

auszudrücken, und seine Antipathien nicht zu verbergen.“ Manchmal schroff und rauh nach außen, hatte Mühlbacher doch ein weiches Gemüt und ein warmes Herz für Freunde und Schüler³.

Zu den Bitternissen zählte, daß man den einstigen Geistlichen im Ministerium lange warten ließ, bevor er in den Staatsdienst treten durfte. Ficker hatte ihn zu Sichel nach Wien geschickt, wo er zwischen zwei Institutslehrgängen studierte, ohne die Abschlußprüfung abzulegen⁴; in Innsbruck habilitierte sich Mühlbacher 1878 und las dort im Sommersemester, während der Winter der Regestenarbeit in Wien diente. Ficker und Mühlbacher waren es, die in Innsbruck die Wege ebneten, als zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Instituts ein Jubiläumsband erscheinen sollte. Aus dem Jubiläumsband wurden die „Mitteilungen“, die nach dem Vorbild der „Bibliothèque de l'Ecole des Chartes“ von einer Vereinigung ähnlich der „Société de l'Ecole des Chartes“ herausgegeben werden sollten. So sind Sickels Worte zu verstehen, daß anlässlich des Jubiläums „die ehemaligen Mitglieder zu einer freien Genossenschaft zusammengetreten sind und als solche mit dieser Zeitschrift auch vor die Öffentlichkeit zu treten wünschen“. Bevor das erste Heft im Juli 1879 erschien, mußte Sichel eine Nachschrift anfügen: Der „von uns gewählte Redakteur Dr. K. Foltz“ war tot; „bis die ehemaligen Mitglieder aus ihrer Mitte einen neuen Redakteur zu bestellen in der Lage sein werden, hat H. Dr. Mühlbacher in Innsbruck übernommen die Redaktionsgeschäfte zu besorgen“⁵. Provisorien dauern in Österreich am längsten, und so war und blieb Mühlbacher Redakteur bis zu seinem Tode im Jahre 1903. Sogenannte „Institutskneipen“ hat es auch später gegeben, doch ohne daß sie aufgerufen wurden, irgendwelche Beschlüsse zu fassen.

Mühlbacher hat die Redaktionsarbeit, für die er 300 Gulden im Jahr erhielt⁶, sehr ernst genommen und sich durch sie nicht überall Freunde geschaffen. Er war hartes Arbeiten gewohnt und begann damit täglich zwischen vier und fünf Uhr früh, „in dichte Rauchwolken gehüllt, die vom Erwachen an seinen Weg und sein Tagewerk umgaben“⁷. Neben Zeitschrift und Regesten standen Untersuchungen zur karolingischen Diplomatie auf dem Programm: „Die Datierung der Urkunden Lothars I.“ und „Die Urkunden Karls III.“ Emil v. Ottenthal, Schüler Fickers und Sickels, schrieb über diese Arbeit in den „Mitteilungen“, noch unter Foltz, eine Rezension voll hohen Lobes. Er stellte fest, daß „hier zum erstenmale voll und bewußt der ganze Umfang der von Ficker in seinen Beiträgen zur Urkundenlehre im allgemeinen angeregten Fragen und Untersuchungen an einem einzelnen praktischen Falle durchgeführt wird“ und so die . . . Methode der beiden großen Forscher auf dem Gebiete der Diplomatik, Sickels und Fickers, vereint die Basis bilden, auf welcher Mühlbacher aufbaut“⁸.

³ Oswald Redlich, Engelbert Mühlbacher. MIÖG 25 (1904) 206. Über seine Sorge für die Schüler und ihr Fortkommen vgl. auch Tangl (wie Anm. 1) 272f.

⁴ Lhotsky, Institutsgeschichte (wie I, Anm. 27) 169.

⁵ MIÖG 1 (1880) 17f. Lhotsky, Institutsgeschichte 153f.

⁶ Lhotsky, 157: Der Schriftleiter des Historischen Jahrbuches der Görresgesellschaft erhielt 2100 Mark im Jahr.

⁷ Tangl (oben Anm. 1) 272.

⁸ MIÖG 1 (1880) 144. Die beiden Arbeiten sind in den Sitzungsberichten d. Österr. Aka-

Den größten Teil seiner Kraft hat Mühlbacher in fast fünfzehnjähriger Arbeit auf die Karolingerregesten verwendet. Der stattliche Band ist in den Jahren 1880—1889 in Lieferungen erschienen und wird seither immer wieder als Meisterleistung gerühmt. Auch Kehr, der Mühlbacher ansonsten eher kritisch gegenüberstand, sah in ihm „den Meister der Karolingerregesten“, in ihnen „eine Leistung allerersten Ranges“⁹. Diese Leistung ist ohne Mitarbeiter im Alleingang zustande gekommen. In Fragen formaldiplomatischer Art boten Sickels Arbeiten einige Stützen, doch stand einer Anlehnung Mühlbachers „Selbständigkeitstrieb“¹⁰ entgegen. Auch kam es jetzt, anders als bei den Regesten der Frühzeit, vor allem auf den Rechtsinhalt an, der in knapper und präziser Form dargeboten werden mußte. Die Reduktion auf das Wesentliche hat sich später auch auf die Edition der Karolingerurkunden ausgewirkt, im Gegensatz zu dem Streben unserer Zeit, dem Benutzer möglichst viele Hilfen zu bieten. Alfons Dopsch, Mitarbeiter an den Karolingerdiplomen Mühlbachers, pflegte noch im Alter von dem Band mit den Diplomen Lothars III. zu sagen: „Was fällt an den Vorbemerkungen auf? Sie sind zu lang.“

Immerhin durfte Mühlbacher bei der Regestenarbeit Historiker bleiben, zumal es sich zum Teil um nichturkundliche Quellen handelte. Er hat später auch eine historische Darstellung der Karolingerzeit geliefert, was im Institut als sehr ungewöhnlich galt¹¹. Die beiden Bände boten in zeitgebundener, aber flüssiger und inhaltlich wie formal souveräner Darstellung eine Ergänzung des breiteren Kreises nicht zugänglichen Regestenwerkes.

Sickel hat sich bemüht, Mühlbacher ein Extraordinariat in Wien zu verschaffen, stieß aber, wie schon berichtet, dabei lange auf Widerstand. Der Extraordinarius sollte den Institutsdirektor von Teilen des Lehrbetriebes entlasten und ihn vertreten, wenn er in Rom weilte. Endlich, nach einer Befragung im Ministerium über seinen Katholizismus, konnte Mühlbacher an Sickel nach Venedig melden, daß er zum Professor ernannt sei, mit 1200 Gulden Gehalt¹². Das war im Frühjahr 1881, aber noch im August hatte er nichts von dem Betrag in der Hand und konnte weder nach Innsbruck (zum Verlag der „Mitteilungen“) reisen, noch sich einen Erholungsurlaub gönnen. Darum wollte Sickel die Fahrtkosten aus der Institutskasse vorstrecken und lud er Mühlbacher für einige Tage zu sich nach Aussee ein¹³. Immerhin war die Schwelle zum Staatsdienst

demie der Wiss., phil.-hist. Kl. 85 (1877) und 92 (1879) gedruckt; die zweite brachte nach Tangl (oben Anm. 1) 269 „den ersten durchschlagenden Erfolg“.

⁹ Paul Kehr, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Heinrichs III. (1931, 1980) p. XIV. Ders., Neues Archiv 50 (1935) 3, mit dem Zusatz: „Hier lag seine Stärke.“ Vgl. noch Theodor Schieffer, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Zwentibolds usw. (1960) p. X: „... die einzigartigen Regesten Mühlbachers“. Johaneck (oben I, Anm. 101) 410f.: „jenes bewundernswürdige Regestenwerk“, wegen der Vollständigkeit und als „kritische Leistung in der diplomatischen Beurteilung der einzelnen Stücke... ein Monument der Glanzzeit des Wiener Instituts.“

¹⁰ Wilhelm Erben, Zur Herausgabe der Karolingerurkunden. Historische Zeitschrift 99 (1907) 547.

¹¹ Engelbert Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (Stuttgart 1896), erschienen in einer „Bibliothek deutscher Geschichte“.

¹² Postkarte Mühlbachers von 1881 April 18 und sein Brief vom nächsten Tag.

¹³ Sickel an Mühlbacher 1881 August 8, Aussee.

überschritten; in seinen Erinnerungen schrieb Sickel, er habe in dieser Sache „ein schweres Werk vollbracht“¹⁴. So konnte er sich für das Sommersemester 1881 nach Italien beurlauben lassen.

Im Herbst nach Wien zurückgekehrt, hatte Sickel jene Audienz beim Kaiser, die eine Entsendung von zwei Stipendiaten nach Rom ermöglichte. Am Tag darauf diktierte er seinem Kollegen Mühlbacher ein Gedächtnisprotokoll „in die Feder“ wie einem Kanzlisten. Das bedauerte er später, jedoch aus einem ganz anderen Grund: „Ich hatte damals noch keine Ahnung davon, daß Mühlbacher mit der Zeit mein Gegner und insbesondere der entschiedenste Gegner meiner römischen Pläne würde.“¹⁵

Wir haben schon gesagt, daß Mühlbacher gegenüber Sickel stets loyal blieb. Daß er von dessen „römischen Plänen“ nicht erbaut war, zeigt eher mangelnden Ehrgeiz, zeitweise oder ganz an Sickels Stelle zu treten. Die wissenschaftliche Arbeit am Institut brauchte Ruhe und Kontinuität. Daß Mühlbacher in der folgenden Zeit ein Ordinariat neben Sickel verdient hätte, dafür sprachen seine Leistungen. Daran war Sickel aber nicht interessiert. So blieb Mühlbacher durch volle 15 Jahre Extraordinarius. Als Sickel 1890 ganz nach Rom übersiedelte, wurde Heinrich v. Zeißberg mit der provisorischen Leitung des Wiener Instituts betraut. Ein Jahr vorher schrieb Mühlbacher an Sickel, daß „die Zukunft des Instituts mir ernste Besorgnisse einflößt. Ich habe mich bisher so mit dem Institut verwachsen gewöhnt, daß es mir schwer wird, die Hoffnung auf seine Entwicklung in der bisherigen Bahn aufgeben zu müssen. Für mich persönlich schiebt sich ja doch die Frage in den Vordergrund, ob und wie lange noch hier meines Bleibens sein kann.“¹⁶

Tatsächlich sollte es noch sieben Jahre dauern, bis Mühlbacher melden konnte: „Meine Ernennung ist mir für die nächste Zeit bestimmt zugesagt. Unterdes bin ich in Heidelberg für Winkelmann mitvorgeschlagen. Die Entwicklung der Dinge drängt zu einem Abschluß nach dieser oder jener Seite hin.“¹⁷ Vier Monate später wurde Zeißberg Direktor der Hofbibliothek und trat als „interimistischer Leiter“ des Instituts zurück. Mühlbacher erhielt die Direktion und wurde Ordinarius; er war seither „ein ganz anderer Mensch“, wie Redlich berichtete¹⁸.

Die Karolingerregesten waren ein großer Erfolg, und Mühlbacher mußte eine zweite Auflage vorbereiten. Schon seit 1889 liefen auch Verhandlungen mit dem Ziel, ihn für die Herausgabe der Urkunden der Karolinger im Rahmen der Monumenta zu gewinnen. „Für meine Person“, schrieb er an Sickel, „nenne ich das ‚Wiederkäuen der Karolinger‘.“ Einen Monat später kam Mühlbachers Antwort: „Maßgebend war für mich“, so berichtete er Sickel, „die Erwägung, daß für unser Institut und seinen Fortbestand als diplomatische Schule eine Lebens-

¹⁴ Sickel, Römische Erinnerungen 36.

¹⁵ Ebenda 50, zitiert von Lhotsky, Institutsgeschichte 203 Anm. 14.

¹⁶ Mühlbacher an Sickel 1889 März 3, Wien, mit Klagen über den „Minoritenplatz“; so wie ihm gehe es auch anderen, „welche nicht Protektion haben“.

¹⁷ An Sickel 1896 Mai 10.

¹⁸ Lhotsky, Institutsgeschichte 218 mit Anm. 1. Bei Leo Santifaller, Oswald Redlich, MIÖG 56 (1948) 76 heißt es nur „ein ganz anderer“.

frage sei, daß wenigstens eine Abteilung der DD. ihm, sobald Sie zurücktreten, erhalten bleibe, wie ich das auch als Ehrensache für uns Österreicher betrachte. Auch Ficker wünscht, daß ich die Arbeit übernehme, und lockert damit meine Verpflichtung gegenüber den Regesten.“ Sickel habe gelegentlich geäußert, daß er in Rom die „Oberleitung“ führen und die „italienische Abteilung“ der Edition bearbeiten lassen wolle. Letzteres sei jedoch undurchführbar, ersteres würde, so Mühlbacher, die Arbeit erschweren¹⁹. Worauf Sickel antwortete, er habe ausdrücklich die Selbständigkeit des Herausgebers anerkannt und wolle die Arbeit so weit unterstützen, wie Mühlbacher es wünsche²⁰.

Dieser rückte erst 1891 in die Zentralkommission der Monumenta ein, vorerst neben Sickel, und 1892 wurde die Herausgabe der Karolingerurkunden durch die Wiener Abteilung offiziell beschlossen²¹. Hier bekam Mühlbacher freie Hand, auch in personeller Hinsicht: Sickel hatte in Wien keinen hauptamtlichen Mitarbeiter zurückgelassen; Karl Uhlirz war schwer erkrankt, Wilhelm Erben 1891 ins Wiener Heeresmuseum eingetreten, mußte jedoch die Hauptarbeit an der Fertigstellung des Bandes mit den Diplomen Ottos III. leisten. Mühlbacher übernahm in seine Abteilung nur Michael Tangl, der im gleichen Museum wirkte und für den Ottonenband Register erstellte²². Uhlirz und Erben haben weiterhin kritisch die Entwicklung der Dinge verfolgt, Erben seit 1903 als Professor in Innsbruck, Uhlirz in Graz.

Als der Karolingerband 1906, drei Jahre nach dem frühen Tod Mühlbachers, erschien, lieferte Erben in der Historischen Zeitschrift eine nicht ganz freundliche Rezension. Dabei ging es auch um Tironische Noten. Erben konnte ihre Lesung nachprüfen, weil ihm Sickel schon „vor mehreren Jahren seine handschriftlichen Vorarbeiten für die Acta Karolinorum“ überlassen hatte, „und überdies eine Reihe photographischer Faksimile, die für die Diplomatabteilung angefertigt worden waren“²³. Hätte Sickel nicht besser daran getan, dieses Material Mühlbacher auszuhändigen? Aber wenn dieser bei seiner Arbeit ohne Kontrolle blieb, so sollte wenigstens ein getreuer Schüler das Endprodukt überprüfen können.

Mühlbacher hat die Aufgabe übernommen, vor der Sickel zurückgeschreckt war, und eine neue Sammlung der Karolingerurkunden begonnen. Deren Streuung war groß, und Alfons Dopsch, der neue hauptamtliche Mitarbeiter Mühlbachers, mußte seine Sucharbeit bis nach England und Spanien ausdehnen. Er war energisch, reisefreudig und sprachenbegabt, aber von der Größe seiner Aufgabe überfordert. Denn es mußten, auch nach Verzicht auf die westfränkischen Herrscher, rund 2000 Urkunden aufgearbeitet werden. „Das war“,

¹⁹ 1889 März 3 und April 2, Wien.

²⁰ 1889 April 6, Rom.

²¹ Bresslau, Geschichte der Monumenta 688 meinte, erst der Eintritt Mühlbachers in die Zentralkommission habe die Veranlassung für das neue Unternehmen gegeben. Die Sache war aber durch Dümmler schon lange vorbereitet.

²² MGH DD, Die Urkunden Otto des III. (1893) und Sickels Vorrede p. II.

²³ Erben, Zur Herausgabe (oben II Anm. 10) 537 f. Anm. 2. — In einem Brief Sickels an Uhlirz, 1903 November 20, Meran, heißt es: „Ein Paquet (betreffend Diplome Karls des Großen) ist noch in guter Verwahrung in Rom.“

schrrieb Kehr, „selbst für einen so robusten Arbeiter wie Dopsch, auf dessen Schultern sechs Jahre lang . . . fast die ganze Arbeit lag, zu viel.“²⁴ Mühlbacher und Tangl, durch den Lehrbetrieb gebunden, sind nur wenig gereist.

Erschwerend wirkte sich auch aus, daß Mühlbacher und seine Mitarbeiter als Historiker an die Untersuchung von Fälschungen herangingen, auch wo diese ohne echten Kern und darum für den Diplomatiker uninteressant zu sein schienen. Bei Karl dem Großen war naturgemäß der Anteil von Fälschungen besonders hoch; Tangl registrierte 41 Originale, 122 zum Teil verunechtete Kopien und 98 Fälschungen auf den Namen des Kaisers²⁵. Sickel war hier zu gutgläubig gewesen, „auf moderne Fälschungen ist er gleich reihenweise hereingefallen“²⁶. Manchmal waren umfangreiche Arbeiten im Rahmen der „Provenienzen“ nötig, um hier Ordnung zu schaffen. Ein Dutzend solcher Studien entstand; sie kosteten Zeit und einen Aufwand, der anderswo eingespart werden mußte.

Mühlbacher hat, zum Verdruß Kehrs, die Sitte der Anfertigung paläographischer Abschriften aufgegeben. Es sollten, wie das heute stets geschieht, sofort druckfertige Abschriften geliefert werden. Den Schreibbestimmungen wurden dadurch Kriterien entzogen, die jene der Pausen oder Fotografien ergänzen konnten. Die Fotografie spielte damals freilich nur eine geringe Rolle wegen der technischen Notwendigkeit, mit den auf Reisen verwendbaren Apparaten nur Teilaufnahmen zu machen, vorerst mit Tageslichtkopien, die mit der Zeit verblaßten. Um rascher voranzukommen, hat Dopsch in Wien sogar Abschriften aus Drucken italienischer Stücke angefertigt und dann an Ort und Stelle bloß kollationiert — nach Kehr „ein Rückfall sogar in vorpertzische Zeiten“²⁷.

Vielleicht waren es die ungünstigen Arbeitsbedingungen in manchen Archiven Italiens, die Dopsch zu diesem methodisch nicht zu rechtfertigenden Verfahren anregten. Einst hatten die Domherren von Verona Sickel nicht in ihr Archiv eingelassen; bei dem Band mit den Diplomen Ottos III. „zeigte sich, daß das italienische Material noch gar nicht vollständig gesammelt war“ — so Kehr, der das am ehesten beurteilen konnte. Freilich machte er dafür nicht die Archive, sondern „vornehmlich seine [Sickels] römischen Pläne“ verantwortlich²⁸.

²⁴ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Karls III. (1937) p. IX. In der Einleitung zu den Diplomen Arnolfs (1939) p. VIII schrieb Kehr, daß Dopschs „Arbeitsleistung ein ungewöhnliches Monument unermüdlicher Beharrlichkeit und diplomatischer Erfahrung darstellt“. Die Urkunden Ludwigs des Frommen wagte Kehr jedoch nicht zu veröffentlichen, weil (Vorrede zu den Urkunden Ludwigs des Deutschen usw., 1934, p. III) der durch Dopsch „mit rühmensewerter Energie, aber nicht ohne eine gewisse Hast zusammengebrachte Apparat . . . nicht genügte . . .“. Die Materialien sind dann am Kriegsende verbrannt.

²⁵ Michael Tangl, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden der Karolinger I, p. IX.

²⁶ Brühl, Herrscherurkunden (oben I Anm. 5) 537 (38), mit näheren Angaben. Paul Kehr, Harry Bresslau, Neues Archiv 47 (1928) 257.

²⁷ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Karls III., p. X. Über dieses gewagte Vorgehen Dopschs hat sich im Institut noch bis in die dreißiger Jahre eine mündliche Tradition erhalten.

²⁸ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Heinrichs III., p. XIV.

Die neue Edition wurde auch vereinfacht durch den Verzicht auf die Bestimmung individueller Diktate. Sickel hatte bei den Ottonen viele Originale auf Schrift und Diktat untersuchen können; aus deren Übereinstimmung oder Gemeinsamkeit konnte er die „Kanzleimäßigkeit“ und Zuweisung an bestimmte Personen ableiten. Bei Vorwiegen der koptalen Überlieferung war das anders. Dazu kam eine weitere Schwierigkeit, die Hans Hirsch kennzeichnete: „Um die Vorteile des Schrift- und Diktatvergleiches zu erproben, waren die Diplome der Ottonen geeigneter als die der Karolinger; diese sind vielfach auf Grund von Formularen der Kanzlei entstanden.“²⁹

Die karolingischen Notare fühlten sich einer großen Tradition stärker verpflichtet als die ottonischen. Nur selten gelingt es, einem von jenen ein individuelles Diktat zuzuweisen³⁰; oft steht man da vor einer fugenlos anmutenden Mauer. Vielleicht auf Grund der stärkeren Kanzleitradition im Westen lehnt es die französische Forschung bis heute ab, individuelle Diktate auffinden zu wollen. Auch Mühlbacher hat das nicht getan, er ging aber sehr sorgsam und im Rahmen eines Konsiliums der Mitarbeiter an die Schriftbestimmungen heran. Kehr behauptete, das sei aus persönlicher Unsicherheit auf diesem Gebiet geschehen; umgekehrt hat man in Frankreich die „manie de la certitude“ solcher Bestimmungen gescholten³¹.

Was es sonst an kleineren Neuerungen im Karolingerband gab, stieß — wie könnte es anders sein — auf manchen Widerspruch. Während Sickel Originale mit allen Fehlschreibungen abdruckte, gab Mühlbacher Korrekturen im Text und setzte den Originalwortlaut in die Fußnoten. Das wurde von den Zeitgenossen abgelehnt und ist auch heute nicht Brauch, hat aber für Papsturkunden neulich in Harald Zimmermann einen Befürworter gefunden³². Erben, ansonsten oft kritisch, lobte die „auf Mühlbachers eigenste Anregung zurückgehende“ Übersicht der Urkunden nach ihrem Inhalt als „besonders dem Rechtshistoriker willkommen, aber auch für den Diplomatiker . . . gut zu brauchen“³³, während Kehr meinte, „ich kann mir davon keinen besonderen Nutzen versprechen“³⁴. Allgemein sehr positiv wurde die Identifizierung von Ortsnamen im Namenregister aufgenommen. Der junge Hans Hirsch, den Mühlbacher dafür gewonnen hatte, leistete hier ein Gesellenstück, das seine Befähigung in ein helles Licht stellte. Die Arbeit war schwieriger, als sie es für die Sickelschen Bände gewesen wäre, weil es sich jetzt um Namen aus halb Europa handelte.

²⁹ Hirsch, Methoden (oben I Anm. 1) 7.

³⁰ Heinrich Fichtenau, Genesis, Notar Karls des Großen. In: Fichtenau, Beiträge zur Mediävistik 2 (1977) 100–114. Für die frühe Kaiserzeit Ludwigs des Frommen wurde eine „Diktatgemeinschaft“ zweier Notare festgestellt, die 814–817 „an der Ausfertigung von insgesamt 74 Urkunden beteiligt“ war. Otto Dickau, Studien zur Kanzlei und zum Urkundenwesen Kaiser Ludwigs des Frommen. Erster Teil. Archiv für Diplomatik 34 (1988) 76 (freundlicher Hinweis von Heinrich Appelt).

³¹ Georges Tessier, Diplomata Karolinorum I, Bibliothèque de l'École des Chartes 98 (1937) 12. Paul Kehr, Neues Archiv 50 (1935) 3.

³² Harald Zimmermann, Papsturkunden 896–1046. 3. Bd.: Register (Denkschriften d. Österr. Akademie der Wiss. 198, 1989) p. XIII.

³³ Erben, Zur Herausgabe (oben II Anm. 10) 543.

³⁴ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Heinrich III., p. XIX.

Angesichts der Schwierigkeiten seiner Materie ist der Band gewiß eine bedeutende Leistung. Mühlbacher hat gegenüber Sickel nicht die Haltung eines Epigonen eingenommen, aber auch nicht getan, was einer dieser Epigonen als „kindische Zerstörungswut“ bezeichnen zu müssen glaubte³⁵. Ein anderer Schüler Sickels, Paul Kehr, führte die Neuerungen des Bandes auf das richtige Maß zurück. Er konstatierte, daß Mühlbacher „vor stärkeren Abweichungen nicht zurückgeschreckt ist“, meinte jedoch: „Keine einzige ist übrigens von wesentlicher Bedeutung.“³⁶ Auf weite Strecken haben Sickels Editionsgrundsätze einem kritischen Denken standgehalten.

Alfons Dopsch glänzte bald als neuer Stern am akademischen Himmel. Im Jahre 1898, mit dreißig Jahren, wurde er außerordentlicher, 1900 ordentlicher Professor der allgemeinen und österreichischen Geschichte in Wien. Tangl hatte schon im Jahre 1895 die Nachfolge Kehrs in Marburg angetreten, von wo er bald nach Berlin übersiedelte. Er legte in Berlin die letzte Hand an den Band der Karolingerurkunden. Mühlbacher hat ja seine Vollendung nicht mehr erlebt. Am 17. Juli 1903 starb er an einer unbehandelten Lungenentzündung.

Es war ein wesentliches Moment in der Geschichte des Instituts und der Diplomata-Abteilung, denn damals wurden die Weichen für die kommenden Jahrzehnte gestellt. Neben dem Kunsthistoriker Franz Wickhoff wirkte am Institut als Ordinarius Oswald Redlich. Dieser nahm an der Plenarversammlung der Monumenta von 1904 teil, wo es galt, den weiteren Weg der Abteilung zu entscheiden. Redlich war einst im Auftrag Sickels nach Bayern geschickt worden, wo er auch Traditionsbücher durchsehen sollte. Von ihnen ausgehend kam er zur „Privaturkunde“ im ganzen, der er später das erste gültige Handbuch gewidmet hat. Der junge Beamte am Innsbrucker Statthaltereiarchiv wurde nach Wien gerufen und übernahm dort den Lehrauftrag über Papsturkunden, den Uhlirz wegen „schwerem Siechtum“ nicht durchführen konnte³⁷. Uhlirz hat Mühlbacher, den er für die Übertragung verantwortlich machte, diese Umstellung nie verziehen; von hier aus erklärt sich anscheinend der gereizte Ton, in dem Uhlirz über Mühlbacher an Sickel zu berichten pflegte³⁸.

Dieser war 1891 nach der Übernahme der Direktion des römischen Instituts als Professor in Pension gegangen. Für die damit freierwerdende Professur hatte Sickel einen Stufenplan entwickelt: Auf seinen Antrag hin sollte bereits 1890 ein zweites Extraordinariat — neben Mühlbacher — für Emil v. Otenthal geschaffen werden. Man hätte es später zu einem Ordinariat erhöhen und mit der Direktion des Instituts verbinden können, nach einem Rücktritt des „interimistischen Leiters“ Zeißberg. Schon vorher hätte Mühlbacher in Emil v. Otenthal einen Sickel ergebenen Mitherausgeber des Diplomatabandes erhalten. Die Philosophische Fakultät der Universität weigerte sich jedoch, die Schaffung des

³⁵ Uhlirz an Sickel, 1903 Dezember 2, Wien.

³⁶ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Ludwig d. Deutsche, p. VII.

³⁷ Santifaller, Redlich (oben II, Anm. 18) 73 f.

³⁸ Vgl. vor allem Uhlirz an Sickel 1896 Januar 30, über diesen für sein Fortkommen verhängnisvollen Schlag“ und das Benehmen „Mühlbachers und seiner Coetere“; Uhlirz besuche nicht mehr die geselligen Zusammenkünfte der Historiker, um nicht „als Spion angesehen zu werden“. Auch Erben erscheine nicht mehr auf diesen Zusammenkünften.

zweiten Extraordinariats zu verlangen, obwohl Mühlbacher erklärte, daß er sich durch den Plan nicht benachteiligt fühle³⁹.

In der Kommissionssitzung über die Angelegenheit hatte Sickel betont, er werde bei seinem Austritt aus der Fakultät niemand anderen als Ottenthal für das freierwerbende Ordinariat vorschlagen⁴⁰. Er hatte seine Wahl getroffen und blieb fest, als dieser Fall eintrat. Freilich sollte es sich jetzt um die Besetzung eines Extraordinariats handeln, damit Ottenthal zum Zug kommen konnte. Tatsächlich stand er im Vorschlag der Fakultät an erster Stelle, an zweiter wurde Oswald Redlich genannt.

Auch jetzt kam Sickel nicht zum Ziel: Ottenthal nahm den Ruf nicht an; er wartete auf ein Innsbrucker Ordinariat, das einst Ficker innegehabt hatte. Er erhielt es 1893. Redlich sollte in Wien ernannt werden, dabei trat jedoch eine merkwürdige Verzögerung ein. Die Ernennung erfolgte so spät, daß inzwischen durch den erwähnten Lehrauftrag für Redlich gesorgt werden mußte. Während der Zeit der Unsicherheit hat dieser Briefe an Sickel gerichtet, in denen er den Meister um Billigung seiner Ernennung bat und gelobte, in ihm stets sein Vorbild zu sehen⁴¹.

Tatsächlich war dieses Vorbild Julius v. Ficker, wie Redlich das selbst bezeugte. Ficker hatte dem erst Sechszwanzigjährigen die Regesten unter Rudolf von Habsburg anvertraut, eine Arbeit, aus der 1903 das Hauptwerk Redlichs „Rudolf von Habsburg“ hervorging; es ist dem Andenken Fickers gewidmet. Redlich war ein Mann, der eigene Ideen hatte und auf neuen Schauplätzen verfolgte. Was er auf dem Gebiet der „Privaturkunde“ leistete, hatte hohen Wert, aber es führte weg von der Monopolstellung der bisherigen Diplomatik.

Auch als Redlichs Ernennung 1893 erfolgt war, hat er sich um Kontakte mit Sickel bemüht. Sie konnten nichts daran ändern, daß Sickel weiterhin in Ottenthal seinen Wunsch Kandidaten sah. Dieser hatte durch zwei Jahre zusammen mit Uhlirz die Hauptarbeit in Sickels Diplomata-Abteilung getragen; auch er war kein „reiner“ Sickelschüler, und Ficker hatte ihm die Regesten der Ottonenzeit übertragen, von denen er freilich nur ein erstes Heft lieferte. Innerlich stand Ottenthal, im Gegensatz zu Redlich, auf der Seite Sickels; niemals hätte er, so wie es dieser tat⁴², eine Satire auf das autokratische Wesen des Meisters geliefert. Die beiden, Ottenthal und Redlich, waren mit einander befreundet und hatten zusammen vier Bände „Archivberichte aus Tirol“ herausgegeben.

Nach dem Tod Mühlbachers wäre Redlich der Berufenste gewesen, das Institut dauernd zu leiten, mit einem hilfswissenschaftlich fundierten Schwerpunkt auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte. Daneben war die Edition der Karolingerurkunden weiterzuführen, wofür sich als weitaus beste Lösung eine Rückberufung Michael Tangls von Berlin nach Wien auf die freie

³⁹ Lhotsky, Institutsgeschichte 203 f.

⁴⁰ Ebenda 203 Anm. 16.

⁴¹ Drucke bzw. Inhaltsangaben bei Santifaller, Redlich (oben II, Anm. 18) 73.

⁴² Gedruckt bei Lhotsky, Institutsgeschichte 136 Anm. 22: Lehrkörpersitzung im Institut; Vortrag Sickels, Zeißberg als Jasager, die anderen wagen nicht einmal dies.

Lehrkanzel Mühlbachers anbot. Daß Tangl den Ruf nach Berlin angenommen hatte, war eine Fehlentscheidung; unter den dortigen Größen hat man das „frische, offene, humorvolle Wesen“⁴³ des gebürtigen Kärntners eher von der folkloristischen Seite betrachtet und ihn nicht als gleichrangig angenommen. „In dieser schneidenden Luft . . . ist er nie recht heimisch geworden und trotz aller Erfolge als Lehrer und Gelehrter wohl auch nie glücklich gewesen.“⁴⁴

Tangl war mit Mühlbacher befreundet gewesen und führte nach dessen Intentionen den Karolingerband zum Druck. Er war seit 1902 Mitglied der Zentralkommission der Monumenta für die Epistolae-Abteilung und ließ sich in Berlin auch die interimistische Leitung der verwaisten Karolinger-Abteilung zusprechen. Das geschah gewiß nicht, weil Tangl die Abteilung nach Berlin übertragen wollte, sondern weil er hoffte, damit seine Rückkehr in die Heimat vorzubereiten.

Sie hätte Sickels Intentionen völlig widersprochen. Nicht nur, daß Tangl zur „Coterie“ Mühlbachers gezählt hatte, er gehörte auch zu jenen, denen eine Verbindung der Diplomatik mit anderen Disziplinen wichtig schien, etwa mit lateinischer Philologie, Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte und Kunstgeschichte; „er legte auf die Bebauung eben dieser Grenzgebiete großes Gewicht.“ So schrieb Kehr, der bei der Wiener Schule „eine gewisse Neigung zum ausschließlichen Betrieb der Hilfswissenschaften“ sah⁴⁵. Als Fachmann für Tironische Noten hatte Tangl Lesungen Sickels korrigiert, ebenso Schriftbestimmungen geändert, und sein Aufsatz über „Die Fuldaer Privilegienfrage“ wandte sich gegen Aussagen in Sickels „Beiträgen zur Diplomatik IV“: „Die diplomatische und rechtsgeschichtliche Aufhellung der fränkischen Privaturkunde ermöglicht es, dort mit bestimmten Schlüssen weiterzuschreiten, wo Sickel noch auf halbem Wege stehen blieb.“ Dabei verwahrte sich Tangl „gegen den Schein, gegen meinen verehrten Lehrer irgendwie ankämpfen zu wollen“, wo seine Ergebnisse von denen Sickels abwichen⁴⁶.

Der Vorschlag der Fakultät für die Nachfolge Mühlbachers lautete: Primo loco: Ottenthal, secundo: Tangl und Uhlirz, tertio: Erben⁴⁷. Das entsprach Sickels Wünschen, dem Redlich schrieb, er trete auch in der Frage der Direktion des Instituts hinter Ottenthal zurück⁴⁸. Fast zum Überfluß intervenierte Sickel bei dem zuständigen Minister für Ottenthal⁴⁹. Es war der klassische Philologe Wilhelm v. Hartel, einst Fakultätsgenosse Sickels, später der für Berufungen zuständige Sektionschef im Kultusministerium.

So war Sickel zu seinem Ziel gelangt, und der neue Direktor sollte ändern, was der alte gesündigt hatte. Unter dem Einfluß seiner Nachrichtenquellen war Sickels Denken einer gewissen Ablösung von der Realität unterworfen. So wie er von der Wiener Fakultät behauptete, „jede Erinnerung an mich sucht man

⁴³ Oswald Redlich, Michael Tangl. *MIÖG* 39 (1923) 324.

⁴⁴ Paul Kehr, Michael Tangl. *Neues Archiv* 44 (1922) 141.

⁴⁵ Ebenda 145 f.

⁴⁶ *MIÖG* 20 (1899) 194.

⁴⁷ Lhotsky, Institutsgeschichte 291.

⁴⁸ Santifaller, Redlich 83.

⁴⁹ Hans Hirsch, Emil v. Ottenthal, *MIÖG* 45 (1931) 274.

auszutilgen“, meinte er, daß das Institut „sich mehr und mehr dem anderen historischen Seminarium genähert“ habe. In Mühlbacher „wurde alles von der Herrschsucht des Emporkömmelings überwogen und um dieser willen machte er aus dem Institut eine Versorgungsanstalt. Darin muß vor allem Wandel geschaffen werden.“⁵⁰ Damit war wohl die Professur gemeint, die Alfons Dopsch erhalten hatte.

Vor Sickels Weggang aus Rom nach Meran, im Jahre 1901, sah ihn Tangl, einen „vergrämten, innerlich unbefriedigten Mann. . . . Reibungen und Verstimmungen in Rom, mehr aber noch mit den Wiener Kreisen, zehrten an seiner Kraft.“⁵¹ Auch politische Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, betreffend die „deutsche Aufgabe Österreichs gegenüber dessen anderen Völkern“⁵² — aus dem österreichischen Kaiserstaat war die Doppelmonarchie geworden, mit ihren Nationalitätenkämpfen, die auch in Rom ein Echo fanden.⁵³

Tangl hatte die Partie verloren, er mußte in dem ungeliebten Berlin bleiben. Er hat unter den Verhältnissen „schwer gelitten, und am meisten unter den Vorgängen nach Mühlbachers Tod. Kein Zweifel, er wäre dessen berufener Nachfolger gewesen, wohin ihn sein Herz zog, und der geborene Leiter der dortigen Diplomataabteilung.“⁵⁴ Doch Redlich wollte in Frieden mit Sichel leben und seinen Freund Ottenthal fördern; die Diplomata wurden diesem Ziel untergeordnet. Da die Abteilung einen Leiter haben mußte, wählte Redlich einen nicht sehr schönen Ausweg und schrieb an Sichel, „daß Dopsch bereit ist, jetzt, wo es sich um den Übergang handelt, einzuspringen Später kann dann Ottenthal die Leitung (der Abteilung) übernehmen.“⁵⁵ Dopsch hatte damals landesfürstliche Urbare ediert und wandte sich der Wirtschaftsgeschichte zu, arbeitete aber gelegentlich auch an der Urkundenedition mit. Für Tangl sollte etwas anderes gefunden werden. „In Berlin“, schrieb Redlich an Sichel, „kann man ja die Sallier in Angriff nehmen oder fortsetzen, da Bresslau nur noch Konrad II. fertig machen will.“⁵⁶

Die Plenarversammlung der Monumenta von 1904 wollte sich allerdings nicht entschließen, Tangl die Karolingeredition wegzunehmen. Jetzt konnte Redlich nur noch für Wien eine Ersatzprojekt aushandeln: Eine dritte Reihe der Diplomata sollte begründet werden, für die Zeit von Lothar III. bis Friedrich II. Für diesen letzteren Herrscher meldete bald Paul Kehr eine Anwartschaft des Preußischen Historischen Instituts in Rom an, was 1905 in Berlin gebilligt wurde.⁵⁷

⁵⁰ Sichel an Uhlirz 1903 November 20.

⁵¹ Tangl, Theodor von Sichel, Neues Archiv 33 (1908) 780. In Rom war eben, entgegen Sickels Wünschen, Ludwig Pastor sein Nachfolger geworden.

⁵² Redlich (oben I, Anm. 43) 161. Brunner (oben I, Anm. 41) 416.

⁵³ Wilhelm Erben, Theodor v. Sichel. In: Mitteldeutsche Lebensbilder 3 (1928) 462 berichtet, daß Sickels Wirken in Rom ihn „auch mit Ungarn, Polen und Tschechen in tägliche und oft recht unerwünschte Berührung brachte.“

⁵⁴ Kehr (oben II, Anm. 44) 142.

⁵⁵ Redlich an Sichel 1904 Februar 28. Santifaller, Redlich 144.

⁵⁶ Redlich an Sichel ebenda, Santifaller a. a. O. Über die Sitzung der Plenarversammlung von 1904 und ihre Beschlüsse Bresslau, Geschichte der Monumenta 716 f.

⁵⁷ Bresslau 717 Anm. 1.

Überblickt man aus zeitlichem Abstand die damaligen Ereignisse, so wird man bedauern, daß dabei sehr menschliche Beweggründe eine große Rolle spielten. Das sachliche Ergebnis war für das Institut nicht günstig und trug mit dazu bei, bestehende Abneigungen gegen die Wiener Schule zu vertiefen. Tangl hat sich der Fronde gegen die „alte Diplomatie“ angeschlossen, die im „Archiv für Urkundenforschung“ ihr Sprachrohr fand. Sein weiteres persönliches Schicksal war traurig. Nach mündlicher Tradition ist er im Ersten Weltkrieg „halb verhungert“. Im Sommer 1921 erkrankte er an Ruhr, „der sein geschwächter Körper schnell erlag.“⁵⁸

Besser ging es mit der neuen Wiener Monumenta-Abteilung. Ottenthal wäre mit den Urkunden Ludwigs des Frommen ganz sicher nicht fertig geworden; den Band über jene Lothars III. schaffte er mit Hilfe von Hans Hirsch, der den Hauptteil der Arbeit besorgt hat. Die Stauferdiplome waren ein riesiges, in die Zukunft weisendes Projekt, das von der Sickelschen Lehre in manchem wegführte und neuerlich hin zu den Erkenntnissen Fickers, die er an Urkunden des 12. Jahrhunderts gewonnen hatte. „Durch diesen Arbeitsauftrag“, so schrieb Hans Hirsch, „ist es den Österreichern erst möglich gemacht worden, die kostbare Erbschaft anzutreten, die ihnen Ficker hinterlassen hat. Gerade deshalb hatte schon Mühlbacher, wie ich versichern darf, eine solche Lösung für kommende Zeiten im Interesse des Instituts ins Auge gefaßt.“⁵⁹

Was die 22 Jahre der Direktion Ottenthals am Institut betrifft, hat über sie Alphons Lhotsky in seiner Geschichte des Instituts aus eigener Kenntnis berichtet. Es war eine Zeit innerer und äußerer Stagnation, gemildert durch die Persönlichkeit von Oswald Redlich und, in den früheren Jahren, durch Alfons Dopsch. Dieser ging freilich immer mehr seinen eigenen Weg, der ihn zu internationaler Berühmtheit führte. Sichel und Mühlbacher hatten die Räume des Instituts entsprechend den immer größeren Anforderungen erweitert; die Neuerungen unter Ottenthal bestanden in der Einleitung des elektrischen Lichtes im Direktionszimmer, während die übrigen Räume bis 1929 mit Gaslicht vorliebnehmen mußten. So manche Institutionsmitglieder ärgerten sich über die „Glatzenbrenner“ (kephalokaustea) genannten Beleuchtungskörper. Weiters gab es jetzt einen (einzigsten) Telefonapparat und eine (einzigste) Schreibmaschine, die jedoch durch viele Jahre nicht verwendet wurde.

Eines muß man Ottenthal zugute halten: Er hat sich nicht nach seinen Funktionen geseht, im Gegenteil. Einmal hatte er sich dem Ruf nach Wien versagt, ein zweites Mal konnte er die Ehrung nicht ausschlagen; immerhin unterzog er sich einer ärztlichen Untersuchung mit der Frage, ob seine Nerven den Strapazen der Institutsdirektion gewachsen seien. Auf diese hat er sich zurückgezogen, fast nichts mehr publiziert und keine historischen Vorlesungen oder Übungen abgehalten; er nahm kein akademisches Amt an. Ihn beseelte das Bestreben, ein tadelloser Verwalter und Bewahrer des Erbes zu sein, das ihm Sichel anvertraut hatte. Im Verkehr mit Jüngeren wahrte er Würde und Sachlichkeit. „Aufstrebende Talente hat er gefördert, wenn er darum ersucht

⁵⁸ Kehr (oben II, Anm. 44) 145.

⁵⁹ Hirsch, Ottenthal (oben II, Anm. 49) 275.

wurde⁶⁰ — daß Hirsch, der dies hervorhob, den Nachsatz anfügte, war charakteristisch für beide.

Hier erhebt sich die Frage: Was hat Sickel dazu bewogen, diesen Mann bescheidener Schaffenskraft, wahrlich keinen „robusten Arbeiter“ wie Dopsch, zu seinem Wunsch Kandidaten zu machen und diesen Plan durch mehr als ein Dutzend Jahre beharrlich zu verfolgen? Sollte sein Erbe kein „Emporkömmling“ sein, sondern ein Adeliger, wie er selbst es jetzt war, ja mehr noch: Der Herr und Landmann in Tirol Emil Ottenthaler von Ottenthal mit seinem Südtiroler Besitz, nicht weit von Meran? War es nicht von Vorteil auch für das Institut Sickels, wenn sein Nachfolger sich dem Mannesstolz vor Fürstenthronen weniger verpflichtet fühlte als Mühlbacher mit seinem „Rückgrat“? Wortfügungen wie jene über die „allerhöchste Privatschatulle“⁶¹ sind Ottenthal jedenfalls leicht aus der Feder geflossen.

Falls solche Dinge mitspielten, waren sie gewiß nicht das Entscheidende. Vielleicht sollte man die Frage „Warum Ottenthal?“ ergänzen durch eine andere: „Warum nicht Uhlirz oder Erben?“ Sie waren schließlich beide „reine“ Sickschüler, dem Meister bis zu seinem Tod ergeben, wissenschaftlich keineswegs unbedeutend, und fühlten sich unter Mühlbacher „ausgegrenzt“. Vielleicht hatten sie beide in den Augen Sickels denselben Fehler: Sie interessierten sich zu sehr für Dinge, die von der Diplomatik wegführten. Bei Uhlirz waren das die „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III.“ und die geplante Neuherausgabe der österreichischen Annalen für die Monumenta; Erben hatte sich in die Kriegsgeschichte eingearbeitet, „und im übrigen gibt es kaum ein Kapitel der Kulturgeschichte, das er nicht irgendwie bereichert hätte“⁶². Bestand da nicht die Gefahr, daß sich das Institut noch mehr als unter Mühlbacher einem „historischen Seminarium“⁶³ nähern würde?

Am wenigsten war diese Sorge sicherlich bei Ottenthal berechtigt. Er tat stets das, was er tun sollte, und nichts anderes. Bei seinen Aufenthalten in Rom⁶⁴ hatte er unter den Augen Sickels ein Buch über die päpstlichen Kanzleiregeln von Johann XXII. bis Nikolaus V. erarbeitet sowie eine starke Abhandlung über die Bullenregister Martins V. und Eugens IV. Als Archivbeamter in Innsbruck veröffentlichte Ottenthal, wie schon erwähnt, Archivberichte und einen Regesten-Halbband für Julius v. Ficker; nach dessen Tod kam nichts mehr zustande. Es war zu erwarten, daß Ottenthal als Leiter der Wiener Diplomata-Abteilung sich dieser ganz zuwenden werde.

Falls Sickel so dachte, so wies sein Kalkül einen Fehler auf: Es ist etwas anderes, ob ein antriebsstarker, selbständig denkender Historiker wie er in willentlicher Askese zum „reinen“ Diplomatiker wird oder ob ein eher zum Beamten geborener Musterschüler auf eigenen Beinen stehend ein Riesenwerk mit den Diplomaten der Staufer organisieren und leiten soll. Nochmals: Karriere-

⁶⁰ Ebenda 276.

⁶¹ Emil v. Ottenthal, Theodor von Sickel. *MIÖG* 29 (1908) 557.

⁶² Lhotsky, *Institutsgeschichte* 189.

⁶³ Oben S. 40.

⁶⁴ 1882/83, 1885/86, 1887/88, 1889/90. Kramer, *Histor. Institut in Rom* 39.

denken war Ottenthal fremd. Er wurde zu Aufgaben bestimmt, die das Maß seiner Persönlichkeit überschritten.

In Deutschland hat man die Entwicklung des Wiener Instituts aufmerksam verfolgt. Es wäre leicht zu sagen, daß 1908 im Wissen um die eingetretene Stagnation eine Gruppe fortschrittlicher Diplomatiker — oder Urkundenforscher — die Disziplin durch Gründung einer Zeitschrift erneuern wollte. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Das „Archiv für Urkundenforschung“ hatte mehrere Väter: jene, die auf dem Titelblatt standen, und dazu Paul Kehr, der nach einem mißglückten „Staatsstreich“ gegen die Zentraldirektion der Monumenta 1903 nach Rom gegangen war.

Ebenso wie Sickel die Ecole des Chartes stets als Muster für das Wiener Institut ansah, so hat Kehr zeitlebens das Institut für österreichische Geschichtsforschung kopieren wollen. Erstmals versuchte er es in Marburg, wo er mit Hilfe des Ministerialdirektors Friedrich Althoff vom preußischen Kultusministerium ein Seminar für historische Hilfswissenschaften gründete, auch als „Archivschule“ bezeichnet, weil dort eine für die staatlichen Archive Preußens zuständige Prüfungskommission für den Archivdienst angesiedelt wurde. Das Marburger Seminar sollte eine Forschungs- und Ausbildungsstätte von Archivaren für das ganze Deutsche Reich werden, gleich dem Pariser und dem Wiener Institut⁶⁵. Aber schon 1895 ging Kehr nach Göttingen, und sein Nachfolger Tangl hatte nicht die Beziehungen, die nötig waren, die Schule auszubauen.

In Göttingen verfolgte Kehr seinen Plan weiter, wieder mit Hilfe Althoffs. Er wollte ein historisches Institut gründen, für das er 1902 seinen Schüler Karl Brandi als Leiter bestimmte⁶⁶. Brandi kam aus Marburg, wo er für kurze Zeit Nachfolger Tangls gewesen war. Was in Marburg und Göttingen fehlte, war die Verbindung mit den Monumenta Germaniae.

1902 starb Ernst Dümmler, Vorsitzender der Zentraldirektion der Monumenta. Nun sollte nach Kehrs Willen in Berlin ein Institut entstehen, das Monumentaldirektion, Archivschule und wissenschaftliche Fortbildung junger Historiker vereinte. In einer Denkschrift an das Kultusministerium legte er seinen Plan dar. Die kollegiale Führung der Geschäfte durch die Abteilungsleiter mit ihrem Vorsitzenden sollte einer „mehr monarchischen Leitung“ weichen — unter Paul Kehr. Er wollte daneben selbst eine der Abteilungen führen, sicherlich die Diplomata. Es gab allseits Proteste, und Kehr wich ihnen aus, indem er 1903 nach Rom ging, als Direktor des Preußischen Historischen Instituts. Dort ist er so etwas wie ein „Nebendirigent der Monumenta“ gewesen⁶⁷. Später hat er sein Ziel doch erreicht. Als künftiger Vorsitzender der Zentraldirektion empfahl sich auch Harry Bresslau, der sehr darüber erbittert war, daß er von den Mitgliedern nicht in die engere Auswahl

⁶⁵ Karl Brandi, Paul Kehr. *Jahrbuch der Akademie d. Wissenschaften zu Göttingen* 1944/60 (1962) 143. Holzmann, Kehr (oben I, Anm. 114) 34f.

⁶⁶ Holzmann, Kehr (oben I, Anm. 114) 35.

⁶⁷ Bresslau, *Geschichte der Monumenta* 713. Holzmann a. a. O. 38, 45, 52, 54.

der Kandidaten aufgenommen wurde; er machte dafür Mühlbacher und Heinrich Brunner verantwortlich⁶⁸.

Soviel zur Vorgeschichte des „Archivs für Urkundenforschung“. Seine Gründung war, vom Persönlichen her gesehen, ein Abgesang auf große Pläne Kehrs und diejenigen zweier der Herausgeber, Tangl und Bresslau. Zu ihnen gesellte sich Brandi, der in seiner programmatischen Einführung der neuen Zeitschrift schrieb, daß „die vielfache Anregung eines großen Instituts, wie es eine Zeitlang im Bereich der Möglichkeit zu liegen schien, unsrer Wissenschaft die wirksamste Förderung gewährleistet“ hätte. Dafür solle jetzt im „Archiv“ eine ideelle Werkstatt ohne Zunftzwang entstehen⁶⁹.

Was das Sachliche betraf, so sollte anstelle der „alten Diplomatie“ eine „umfassende und zugleich eindringende Urkundenwissenschaft“ geboten werden; sie wollte über Sickels Methode „der Urkundenkritik im Sinne der Unterscheidung des Echten vom Falschen“ hinausführen zur Erkenntnis der „Bedingtheiten und damit der historischen Verwendbarkeit“ der urkundlichen Quellen — nicht bloß von „Urkunden im eigentlichsten Sinn“, sondern von Briefen, Akten, Amtsbüchern, von „Register-, Akten- und Behördenwesen im Übergang zur Neuzeit“, Synodalprotokollen, Urbaren, Briefsammlungen und Stilübungen⁷⁰.

Da als geringer Ersatz für die Gründung eines großen Instituts in Göttingen oder Berlin eine Zeitschrift trat, sollte diese ein Programm entwickeln, das weite Zukunftsperspektiven eröffnete und das Neue vom Alten sinnfällig distanzierte. Dazu diente einmal die Behauptung, Sickel sei bei der forensischen Diplomatie Mabillons stehen geblieben; zweitens die Eingliederung der meisten nicht-erzählenden Geschichtsquellen in die Urkundenwissenschaft, was eine breite Resonanz zu gewährleisten schien und Brandis Denken entsprach. Er war ja in der frühen Neuzeit besonders zu Hause und hatte über Urkunden nur gelegentlich gearbeitet. Seine erste Behauptung war unrichtig, die zweite These konnte Gutes bringen, wenn man sie mit Abstrichen versah: Stets konnten nur Teile der Urkundenkritik auf nichturkundliche Quellen angewendet werden. Dazu war es aber keineswegs nötig, den Begriff „Urkunde“ so auszuweiten, daß er Urbare, Stadtbücher und Stilübungen umfaßte; das konnte eher Verwirrung stiften und die Urkundenwissenschaft im engeren Sinn auflösen. Vielleicht sollte das sogar geschehen. Wenig später kritisierte Brandi die „unverhältnismäßige Bevorzugung der ‚Urkunde‘ im Rechtssinn, die späten Nachtriebe der ‚alten forensischen Diplomatie‘“⁷¹.

Hier bezog sich Brandi ausdrücklich auf Paul Kehr, dessen Selbstanzeige der „Italia Pontificia I“ er wenige Seiten später ausführlich zitierte. Kehr war

⁶⁸ Kehr (oben II, Anm. 26) 259: „Es war ein arger Affront.“ — Bresslau hat damals die Redaktion des Neuen Archivs zurückgelegt und wollte auch die Edition der Diplome Heinrichs III. nicht durchführen. — Mühlbacher und Brunner waren Jugendfreunde vom Linzer Gymnasium her, Tangl (oben II, Anm. 1) 273. Brunner gehörte der Burschenschaft „Silesia“ an, während Bresslau einer jüdischen Kaufmannsfamilie entstammte, dazu Kehr 255.

⁶⁹ (Karl Brandi,) Einführung. Archiv f. Urkundenforschung 1 (1908) 3f.

⁷⁰ Ebenda 2f.

⁷¹ Karl Brandi, Urkundenforschung. Archiv für Urkundenforschung 2 (1909) 161.

auf dem Gebiet der Kaiserurkunde fast durchwegs konservativ, und an seinen späteren Editionen hätte Sickel gewiß seine Freude gehabt. Aber damals hatte er für die Erfassung der Papsturkunden neue Wege beschritten. Die Anzeige der „Italia Pontificia“ von 1906 brachte eine Distanzierung von seinem Vorbild und den von Brandi nachgeschriebenen Satz über die Urkundenlehre: „Sie stand und steht noch heute unter der Aufgabe, die ihr einst die Mauriner gestellt hatten: Feststellung der Echtheit.“⁷² Auch sonst hat Kehr, seinem gespaltenen Verhältnis zum Meister entsprechend, dessen Einseitigkeiten betont, um seine eigene Leistung von ihnen abzuheben⁷³. Er tat das immerhin mit einiger Vorsicht; vergrößerte man solche Sätze, entsprachen sie dem Bild von dem „beschränkten Virtuosen“ der Sickelschule, das man an deutschen Universitäten gerne akzeptierte.

Aufgabe der Diplomatie war nach Sickel, mustergültige Editionen zu liefern und daneben jeweils eine „Spezialdiplomatie“. Bei dieser stand die Kanzleigeschichte im Vordergrund, denn es handelte sich um Herrscherurkunden, und die Kanzlei war nun einmal das, was man als die wichtigste „Behörde“ des Reiches ansah; Sickel war von Stumpfs Regesten ausgegangen, die den „Reichskanzlern“ galten. Wieviel von dem, was Brandis „neue Diplomatie“ forderte, zumindest im Ansatz schon bei Sickel zu finden ist, haben die Antikritiken von Redlich, Steinacker und Uhlirz gezeigt⁷⁴, während Ottenthal schwieg.

Die neue Zeitschrift hat frischen Wind in die Gefilde der Diplomatie gebracht, ohne diese völlig zu verändern. Nach dem Krieg gab ein Außenstehender die Lage in Deutschland wieder: Dort gebe es „vorwiegend kritische Einzelforschung, . . . gegen die sich erst in jünster Zeit allgemach eine Gegenbewegung spüren läßt, ohne freilich bereits entscheidend zum Durchbruch gekommen zu sein“⁷⁵. Was ohne Widerspruch akzeptiert wurde, war der Begriff „Urkundenforschung“ für eine unorthodoxe, über die Diplomatie hinausführende historische Arbeitsweise. Die „glückliche Prägung“ stammte nach Brandi vom Verleger der Zeitschrift⁷⁶. Daß der Titel später in „Archiv für Diplomatie“ geändert wurde, zeigte keinen Richtungswechsel an, sondern hatte verlagsrechtliche Gründe.

⁷² Ebenda 165 das Zitat aus Kehrs Selbstanzeige der Italia Pontificia (1906). Damals kontrastierte Kehr seine „neue Methode“ der Erforschung der Papsturkunden von der „alten“ der Herrscherdiplomatie Sickels. Vgl. Paul Kehr, Neues Archiv 49 (1932) 721 über die „Aufstellung fester Regeln, . . . an der die alte Diplomatie (!) noch krankte; selbst Meister Sickel hat sich dieser Tendenz nicht immer zu entziehen vermocht“. Kehr, Sammlung (oben I, Anm. 55, vgl. S. 30) 81 über die Arbeiten an der Italia Pontificia: „Die ausschließlich formale (!) Behandlung des Stoffes nach den Rezepten der Diplomatie“ wurde zur „Erfassung des ganzen Urkundenstoffes.“

⁷³ Kehr im Nachruf auf Bresslau, Neues Archiv 47 (1928) 252f. kontrastierte damit Bresslaus „Interessen an den erzählenden Quellen und ihrer Kritik“. Er war kein „Spezialist der Diplomatie“. Vgl. auch oben 39 mit Anm. 45.

⁷⁴ Oswald Redlich, MIOG 28 (1907) 711f. Harold Steinacker in der Rezension von W. Erben, L. Schmitz-Kallenberg, O. Redlich: Urkundenlehre I. Historische Zeitschrift 100 (1908) 364—374. Sehr eingehend Karl Uhlirz, Ein Archiv für Urkundenforschung, Deutsche Literaturzeitung 29 (1908) Sp. 1349—1353.

⁷⁵ Adolf Hofmeister, Rezension von Henry Simonsfeld, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Friedrich I. Bd. I. MIOG 38 (1920) 348.

⁷⁶ Brandi, Urkundenforschung (oben II, Anm. 71) 157.

Das Wort „Urkundenforschung“ wird heute auf Urkunden im Rechtssinn bezogen. Es meint einerseits Forschungen über Urkunden mit den Mitteln historischer Teildisziplinen und der Philologie, hinausgreifend über den engeren Umkreis der Diplomatik; andererseits historische Forschung mit Hilfe der Urkunden. Das hat es nicht erst seit 1908 gegeben, und nicht nur im Umkreis der Diplomatik. Die monumentale Verfassungsgeschichte von Georg Waitz ist dafür ein Beispiel; über ein anderes schrieb Hirsch: „Scheffer-Boichorst . . . wollte niemals als Diplomatiker gewertet werden, seine Arbeiten bewegen sich auch nicht in der von Sickel eingeschlagenen Richtung, ihrem Inhalt nach müssen sie aber doch zum guten Teil als wertvollste Beiträge zur Urkundenforschung bezeichnet werden.“⁷⁷ Sicherlich kann aber der in der Diplomatik Geschulte Klippen vermeiden, die ansonsten zur Gefahr werden.

Von der Urkundenforschung führt der Weg zu einer urkundlich fundierten historischen Darstellung, während die Diplomatik strenger Art zu einer Spezialdiplomatik oder einer Urkundenlehre gelangen will. Hans Hirsch meinte, der Gegensatz zwischen dem Kreis Sickels und jenem Mühlbachers sei auch daran kenntlich gewesen, daß diese letztere Gruppe die Ergebnisse ihrer Studien „unmittelbar der Geschichtsdarstellung zugute kommen lassen“ wollte⁷⁸. Das gilt auch für Hirschs eigene Arbeiten, von denen noch zu sprechen sein wird. Für ihn verschob sich die Darstellung der Urkundenlehre zu einer solchen der Urkundenforschung, obwohl hier Schwierigkeiten — etwa der Abgrenzung des Gegenstandes — auftreten können: „Sollte es in kommenden Jahren notwendig werden, den gesamten Stoff neuerdings in einem Handbuch zu bearbeiten, wird dies ein Handbuch der Urkundenforschung und nicht der Urkundenlehre sein müssen.“⁷⁹ Karl Pivec berichtet, daß Hirsch selbst ein solches Buch schreiben wollte, „das er sich als Abschluß seiner Lebensarbeit gedacht hatte“⁸⁰.

Hirsch wurde noch von Mühlbacher in die Registerarbeit eingewiesen; er setzte sie unter Tangl in Berlin fort, und die Kenntnis der dortigen Lebensbedingungen hat ihn später davor bewahrt, einen Ruf nach Berlin anzunehmen und damit Tangls Fehler zu wiederholen. Wie Mühlbacher ging Hirsch von den Problemen des 12. Jahrhunderts aus, die ihm schon am Gymnasium in dem Zisterzienserkloster Zwettl nahegebracht wurden. Im Rahmen der Editionsarbeit konnte er dem Hochmittelalter treu bleiben, im Gegensatz zu Mühlbacher, den seine „Karolingerei“ von der Beschäftigung mit diesem Zeitraum abhielt. Einen zentralen Platz nahm im Denken Hirschs — worin er sich als Enkelschüler Fickers zeigte — das römisch-deutsche Herrschertum ein. Er stand damit in akademischen Kreisen keineswegs allein. Während im wilhelminischen Deutschland der Traum vom vergangenen und künftigen Kaisertum einer ernüchternden Gegenwart wich und das Mittelalter in die zweite Linie der Betrachtung rückte, war das in Österreich anders. Das Idealbild blieb, im Zeitalter des „Realismus“ wurde es jedoch mit der Erforschung der historischen Wirklichkeit

⁷⁷ Hirsch, Methoden (oben I, Anm. 1) 10.

⁷⁸ Ebenda 8.

⁷⁹ Ebenda 10.

⁸⁰ Karl Pivec, Hans Hirsch. *MIÖG* 54 (1942) 304.

verbunden. Das Königtum hatte seinen Wurzelgrund und seine Beschränkung in den territorialen Gewalten, die es zu studieren galt, im Rahmen der Rechts- und Verfassungsgeschichte. „Dazu“, so schrieb Hirschs Freund Theodor Mayer, „mußte die hochmittelalterliche Urkundenlehre zur Urkundenforschung . . . werden.“⁸¹

Im Vordergrund stand für Mayer der hochfreie Adel, während der Katholik Hans Hirsch vor allem die kirchliche Verfassung des süddeutschen, österreichischen und deutschschweizerischen Raumes untersuchte. Er tat das zur Vorbereitung der Urkundenedition in ähnlich systematischer Art wie Paul Kehr und im Rahmen der „Provenienzen“. Das kostete Zeit, brachte aber für die territoriale und allgemeine Verfassungsgeschichte reichen Gewinn. Hirsch plante noch Größeres: Als „Vorbereitung einer hochmittelalterlichen Kaisergeschichte“ forderte er eine Darstellung der Verfassung des Reiches im hohen Mittelalter⁸², natürlich auf urkundlicher Grundlage. Mayer behauptete sogar von Hirsch: „Sein Ziel war eine urkundliche Geschichte des Deutschen Reiches“⁸³ — eine griffige Formulierung, die verkürzte, um was es ging: Neben die traditionelle „äußere“ Geschichte des Reiches eine „innere“, vor allem aus Urkunden gewonnene Reichsgeschichte treten zu lassen.

Als „Nebenfrucht eines Diplomatikers im Dienste der *Monumenta Germaniae Historica*“ verfaßte Hirsch sein erstes Buch über „die Klosterimmunität seit dem Investiturstreit“ (1913), zeitlich anschließend an E. E. Stengels Buch. Die Neuerscheinung schien so wichtig, daß sie in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte durch Konrad Beyerle eine über dreißig Seiten lange Besprechung erhielt⁸⁴. Hier war eine Fülle von Anregungen für dem Neuen aufgeschlossene Rechtshistoriker zu finden, und es gab vieles, das die Vertreter der damals herrschenden Richtung ärgerte. Das steigerte sich noch in Hirschs zweitem Buch, über die hohe Gerichtsbarkeit im deutschen Mittelalter (1922). Es hat der These Georgs von Below den Boden entzogen, daß die fränkische Justizverfassung die einzig legale Grundlage alles Späteren gewesen sei, was — wie das Heinrich Mitteis formulierte — „die Entwicklung mehrerer Jahrhunderte als eine Unrechtsgeschichte, als eine willkürliche Zerstörung der alten Rechtsgrundlagen erscheinen ließ“. „Das Werk“, so fuhr Mitteis fort, „war sowohl durch seine Ergebnisse wie durch seine Methode bahnbrechend; es hat unsere Anschauungen umgestaltet wie kaum ein anderes der Nachkriegszeit.“⁸⁵

Wie schon Mühlbacher und seine Mitarbeiter, so hat auch Hirsch Urkundenfälschungen sehr ernst genommen, die ja gerade im 11. und 12. Jahrhundert besonders blühten. Neben mehreren Aufsätzen ist hier Hirschs letztes Buch zu nennen, „Urkundenfälschungen aus dem Regnum Arelatense“ (1937). Was hier zu gewinnen war, zeigt der Untertitel: „Die burgundische Politik Kaiser Fried-

⁸¹ Vorwort von Th. Mayer zu: Hans Hirsch, Aufsätze zur mittelalterlichen Urkundenforschung (1965) VIII.

⁸² Hirsch, Methoden (oben I, Anm. 1) 13.

⁸³ Mayer (wie Anm. 81) X.

⁸⁴ *ZRG*, GA 34 (1913) 677—711. Heinrich Mitteis, *ZRG*, GA 61 (1941) 502.

⁸⁵ Mitteis (wie Anm. 84) 503 f.

richs I.“ In dieser überaus schwierigen Materie konnte Hirsch Pionierarbeit leisten, aber nicht das letzte Wort sprechen. Er hat mit den Problemen lange gerungen.

Den Hauptteil seiner Arbeit widmete Hirsch in den zehn Jahren von 1904 bis 1914 der Erstellung eines neuen Apparats für die Stauferedition und Lothar III. Gewiß, Ottenthal bereiste Norddeutschland, Nordfrankreich, Belgien und Holland, aber er fotografierte nicht, während Hirsch bei seinen Reisen in die anderen in Frage kommenden Länder gestochen scharfe Aufnahmen jeweils des ganzen Urkundentextes lieferte. Nochmals sei Heinrich Mitteis zitiert, der 1940 schrieb: „Wenn man das ungeheure Material an Vorarbeiten einmal gesehen hat, das die Schränke des Wiener Instituts bergen und das nunmehr der Auswertung harret, so wird man von hoher Achtung für die unsagbare Mühe ergriffen, die dessen Sammlung und Ordnung mit sich gebracht haben mag.“⁸⁶ Der größte Teil davon ist Hirschs Werk; wie Mitteis ahnte, trug dieser „die Hauptlast“ des Bandes mit den Urkunden Lothars III. Vier Jahre Militärdienst und die Berufung an die deutsche Universität in Prag, wo Hirsch von 1918 bis 1926 wirkte, haben die Weiterarbeit sehr erschwert.

In einem anderen Nachruf auf Hirsch heißt es: „... es stimmt doch nachdenklich, wenn bei einem Editionsunternehmen nach nahezu 40jähriger Tätigkeit nicht mehr als 135 Urkunden gedruckt vorliegen.“⁸⁷ Freilich stellen Geschwindigkeit und Stückzahl keine Kriterien wissenschaftlicher Leistung dar. Andernfalls müßte man in Paul Kehr einen Versager sehen, der seine durch vier Jahrzehnte angekündigte Edition von Papsturkunden nicht einmal begonnen hat. Kehr und — von ihm unabhängig — Hirsch sind auf dem Weg über die „Provenienzen“ zu einer Grundlagenforschung vorgestoßen, die für die Wissenschaft wertvoller ist als jedes rasche Edieren. Kehr hatte übrigens eine hohe Meinung von den Arbeiten zur Vorbereitung der Wiener Diplomata-Reihe. Zusammen mit einer allgemeinen Mahnung schrieb er: „Die archivarische Durcharbeitung des Materials nach den Empfängergruppen ... muß durchaus das Primäre sein. Ich muß aber ausdrücklich anerkennen, daß die Wiener Abteilung unter E. v. Ottenthal und H. Hirsch dieses Ziel immer konsequent im Auge behalten hat.“⁸⁸

Unternehmungen wie die Herausgabe der Urkunden der Karolinger, der Salier oder der Staufer überschreiten Arbeitskraft und Lebensdauer einer einzigen Generation von Forschern. Junge Kräfte zu motivieren, das Werk weiterzuführen, war in den bewegten Zeiten vor dem Zweiten Weltkrieg nicht leicht. Hans Hirsch, der mit seinen Schülern und für sie lebte, ist das dennoch gelungen, und heute nähert sich die Edition der Stauferurkunden des 12. Jahrhun-

⁸⁶ Ebenda 505.

⁸⁷ Leo Santifaller, Hans Hirsch †. Historisches Jahrbuch 61 (1941) 465.

⁸⁸ Kehr, Vorrede zu MGH DD, Die Urkunden Heinrichs III. (1931) p. XVI mit Anm. 2. Noch ein anderes Lob spendete Kehr, diesmal an Hirsch allein: Durch die Inflation von 1923 waren die Monumenta mittellos, der Druck des Lotharbandes bedroht. „In dieser Not halfen die Deutsche Gesellschaft für Wissenschaft und Künste in Prag und Professor Hans Hirsch aus und ermöglichten durch einen namhaften Zuschuß im Jahre 1924 den Beginn des Druckes ...“ Paul Kehr, Chronik der Monumenta, Neues Archiv 49 (1932) 554.

derts der Vollendung. Mit den fünf Bänden der Diplome Friedrich Barbarossas hat die „Wiener Schule“ mehr als ein bloßes Lebenszeichen gegeben, sie hat sich ein Denkmal gesetzt.

Über dem Kamin des Direktionszimmers im Institut für österreichische Geschichtsforschung hängt, in breitem Goldrahmen, das lebensgroße Bildnis Theodor Sickels aus dem Jahre 1905. Darunter steht ein bescheidener Aschenbecher, mit einem Monogramm in karolingischer Art, dem Namen Engelbert Mühlbachers. Von dem Dritten in dieser Reihe, von Hans Hirsch, kündigt kein Erinnerungsstück. Er ist ja im Gedächtnis und im Wirken seiner Schüler und Enkelschüler präsent.